
50 Jahre
Nr. 13 · 1. April 1962
D 2969 C · 60 Pf · 50. Jahrgang
Frankfurter Illustrierte
Prinzessin Paola
Die junge Frau des Prinzen Albert von Belgien gilt als das „enfant terrible“ des belgischen Königshauses.
Lesen Sie in diesem Heft unseren Bericht.

Dr. Brand gibt Rat und Antwort

Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Illustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwort, dann vergessen Sie das Rückporto nicht. Und bitte, geben Sie keine Postlageradresse an.

Mutter ist immer dabei

Fräulein Kathi (20) schreibt:

Vor einigen Tagen beging ich meinen 20. Geburtstag. Mit meiner Mutter, sie ist Witwe und 41 Jahre alt, verstehe ich mich an und für sich gut. Sie ist seit zwölf Jahren verwitwet. Vor einigen Jahren verliebte sie sich in einen Mann, von dem sie betrogen wurde. Sie hat sehr darunter gelitten. Selbstverständlich bemühte ich mich während dieser Zeit mit besonderer Liebe um sie.

Mutter sieht blendend und bedeutend jünger aus, als sie ist. Sie leidet sehr unter der Einsamkeit. Ich habe Verständnis dafür. Was ich aber nicht verstehe, ist folgendes:

Ich muß immer mit Mutter ausgehen und alles tun, was sie will. Ich habe einen Freund, aber Mutter will immer dabei sein. Außerdem ist sie dagegen. Ich möchte meinen Freund meiner Mutter wegen nicht verlieren. Immer wieder wirft sie mir Verständnislosigkeit für ihre Lage vor. Es ist wirklich furchtbar . . .

Dr. Brand antwortet:

Ihre Mutter ist noch verhältnismäßig jung und — darüber gibt es keinen Zweifel — außerordentlich lebensfroh. Wenn eine Frau in diesem Alter allein ist oder sich allein fühlt, löst das in ihr fast immer eine Anschluß- und Torschlußpanik aus. Ich möchte annehmen, Sie haben trotz Ihrer Jugend — und wenn man Sie auf diese Zusammenhänge aufmerksam macht — Verständnis dafür.

Umgekehrt müßte auch Ihre Mutter Verständnis für Sie haben. Sie sind kein Teenager mehr, und die Mutter muß wirklich nicht „immer dabei" sein, wenn Sie als junger Mensch mit jungen Menschen zusammensitzen oder Händchen in Händchen mit Ihrem Freund die Sterne nach der gemeinsamen Zukunft befragen. Das müssen Sie ihr in aller Freundschaft begreiflich machen. Gehen Sie mal mit der Mama, mal allein aus — und zeigen Sie beide im übrigen Verständnis für- und Vertrauen zueinander; dann fühlt sich keiner von Ihnen an die Wand gedrückt oder allein und unverstanden.

Platzangst

Herr Josef H. (34) schreibt:

Erschöpft wache ich fast jeden Morgen auf, weil ich fast jede Nacht schreckliche Träume habe. Die Träume sind sich beinahe alle ähnlich. Meistens ist es ein Zug, der in einer finsteren Halle hält. Der Zug, oft ist es auch eine Straßenbahn oder ein Auto, fährt in dem Augenblick ab, da ich ihn fast erreicht habe. Er fährt also ohne mich ab, und ich sehe ihm verzweifelt nach. Manchmal erreiche ich den Zug noch im letzten Moment. Er ist jedesmal überfüllt, und ich muß mich an der Tür festklammern, um nicht herausgestoßen zu werden. Das alles ist wie ein Alpdruck, der mich nach dem Erwachen den ganzen Tag belastet . . .

Dr. Brand antwortet:

Von Zügen, die besetzt sind oder die man nicht mehr erreicht, träumen erfahrungsgemäß gehemmte, innerlich und äußerlich unsichere Menschen, die es schwer haben, im Leben und mit dem Leben fertig zu werden. Die ewige Angst vor dem Leben läßt sie die Anschlüsse verpassen, die der Lebensmutige und Lebensgewandte mit Schwung und fast mühelos erreicht. Sie haben immer den falschen Fahrplan in der Tasche. Für den Gehemmten sind die Plätze — und vor allem die guten Plätze — im Leben immer besetzt. Hämmern Sie sich mehr Selbstvertrauen ein. Dann kommen Sie langsam auf einen Platz, auf dem es sich gut sitzt und von dem Sie kein Mensch mehr verdrängen kann, weil Sie voller Selbstvertrauen sagen: „Das ist mein Platz, werter Herr!"

Es qualmt

Frau Maria (25) schreibt:

Ich bin Hausfrau und Mutter eines Sohnes, 1 Jahr alt. Ich habe immer versucht, eine gute Ehe zu führen, aber es gibt bei uns mehr Streit als Frieden. Bei uns ist dauernd Qualm. Wir sind jetzt fünf Jahre verheiratet; das fünfte Jahr aber ist das schlimmste. Wir sprechen oft Wochen nicht miteinander. Meinen Mann läßt das gleichgültig.

Seine größten Fehler sind, nicht gleich von der Arbeit nach Hause zu kommen, und das Rauchen. Dabei hat er mir vor der Hochzeit versprochen, das Rauchen zu lassen. Sein Versprechen gilt aber nicht mehr. Frage ich ihn, wenn er nach Zigaretten riecht, ob er geraucht hat, dann behauptet er, er hätte nicht geraucht. Erst nach Wochen gibt er es zu. Er verspricht mir dann auch, das Rauchen zu lassen. Zwei Wochen später geht das Theater wieder los. Ist unsere Ehe noch zu retten? Ich würde alles verstehen und verzeihen, wenn nur Friede wäre . . .

Dr. Brand antwortet:

Dann verstehen und verzeihen Sie es, daß er sich das Rauchen eben nicht abgewöhnen kann — und lassen Sie ihn seine Zigarette in Ruhe zu Hause rauchen. Wahrscheinlich liegt es an Ihrem strengen Rauchverbot, daß er nicht gleich von der Arbeit nach Hause kommt, sondern sich irgendwo am Tresen eine „mit Filter" hinter die Binde kneift. Also: lassen Sie ihn rauchen! Dann qualmt's auch nicht mehr!

Keine Frau fürs Puppenheim

Fräulein H. V. (26) schreibt:

Ich bin Privatsekretärin, arbeite selbständig in einem interessanten Betrieb und bin das, was man die „rechte Hand des Chefs" nennt. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Position kein Geschenk ist, das vom Himmel fällt, und irgendwie will es mir nicht in den Kopf, daß alles gewissermaßen umsonst war, wenn man heiratet.

Ich habe aus diesem Grund anderthalb Heiratsanträge abgelehnt; das heißt, einen mir in aller Form gemachten Heiratsantrag und einen, den man mir zweifellos gemacht hätte, wenn ich ihn nicht schon vorher abgebogen hätte. Was bin ich als Frau eines Mannes? Eben nur Frau mit den Pflichten der Nur-Frau!

Komischerweise — und das ist der Grund meines Schreibens an Sie — beschäftigt mich aber der abgebogene „halbe" Heiratsantrag innerlich mehr, als mir recht ist. Der Mann, der ihn mir beinahe gemacht hätte, ist mir durchaus sympathisch. Er ist erster Direktor und sieht nicht nur dekorativ aus, sondern nimmt auch von innen her eine Frau gefangen. So geht es jedenfalls mir, wenn ich ehrlich sein will. Aber ich frage mich und eben auch Sie: was bleibt mir als Frau dieses Mannes? Repräsentation! Nichts von meinem Können könnte ich einsetzen.

Die ganze Geschichte macht mir zu schaffen. Mir fehlt plötzlich das Gleichgewicht . . .

Dr. Brand antwortet:

Trotz aller Herbheit und Kühle, die auch aus Ihrer Handschrift hervorgeht, trotz aller Selbständigkeit und Selbstsicherheit sind Sie — Frau; eine sehr weibliche sogar. Sie sind nicht die „geborene Berufstätige", für die Sie sich halten. Nur daß Sie nicht der Typ sind, der geführt werden muß, sondern der mitführen und mitherrschen will und kann. Sie sind nicht die Frau für ein — Puppenheim, Sie wollen und können nicht nur Dekoration sein.

So wie Sie sind, so wie Sie denken und fühlen, wäre jeder Mann, der das nicht berücksichtigt, der Falsche für Sie. Der Mann, der Ihnen „beinahe" einen Heiratsantrag gemacht hätte und der ihn nicht machte, weil Sie ihn „abgebogen" hatten — dieser Mann steht zweifellos Ihrem Herzen nahe. Es ist fast schon eine Liebeserklärung, wie Sie über ihn sprechen. Unter Umständen machen Sie einen großen und entscheidenden Fehler, wenn Sie ihm nicht wenigstens die Chance geben, Sie ein wenig genauer kennenzulernen. Damit gehen Sie keine Verbindlichkeit ein. Ich möchte annehmen, ein Mann in seiner Position würde doppelt glücklich sein, nicht nur die Frau seines Lebens, sondern in der Frau auch eine aktive und kluge Mitarbeiterin zu finden.

Wenn Sie schon so nüchtern abwägen, wie Sie es tun, dann vergessen Sie auch nicht, daß Sie eines Tages Ihre Position zu verteidigen haben. Das Berufsleben erfordert den Einsatz aller Energien. Noch sind Sie jung; noch brauchen Sie keine Angst zu haben. Doch im Beruf steht immer schon der oder die Jüngere hinter uns, mit frischen Energien und mit dem Ehrgeiz, vorwärtszukommen. Ich bin überzeugt, daß auch nach den „anderthalb" Heiratsanträgen noch der eine oder andere Antrag an Sie herangetragen wird. Ob er aber von einem Mann kommt, der Ihnen so sympathisch ist und der Sie auch so „von innen her gefangennimmt", wie es hier der Fall ist?

Jedenfalls überlegen Sie bitte gründlich, ob es wirklich bei dem „abgebogenen" Antrag bleiben soll.

Was ist eigentlich Charakter?

Unter Charakter versteht man die vorwiegend vom Willen abhängige Haltung und Gesinnung eines Menschen. Den Charakter eines Menschen erkennt man an seinem Wollen und Tun.

Unser

Telefon-Interview mit Inge Meysel zu den beiden Sendungen nach Gerhart Hauptmann: „Der Biberpelz" am 27. März und „Der rote Hahn" am 29. März. Gesprächspartner am Telefon ist, wie immer, Frank Mittler, sein Gesprächsthema lautet:

Zweimal Hauptmann - ist das nicht ein bißchen viel?

Frank Mittler: „Oh, ich habe Sie im Schlaf gestört?"

Inge Meysel: „So gut wie. Just in diesem Moment hat mich mein Mann geweckt, weil er ein Anhänger der Vorstellung ist, ich müßte auch mal was essen und könnte nicht dauernd in Morpheus' Armen ruhen."

„Schlafen Sie denn schon so lange?"

„Seit 35 Stunden. Gleich, als wir den ‚Biberpelz' abgedreht hatten, habe ich Schlaftabletten geschluckt. Dabei bin ich sonst gegen Tabletten allergisch."

„War der ‚Biberpelz' denn so hart?"

„Ich kann Ihnen was flüstern! Das ganze Stück wurde mit Ampex aufgezeichnet. Sie wissen, was das heißt: Es kann nichts geschnitten werden. Alles muß genauso hintereinander ablaufen wie auf der Bühne."

„Sie haben die Mutter Wolffen doch auch im Thalia-Theater in Hamburg gespielt?"

„Das schon. Aber das wurde ja auch nicht mit Ampex aufgezeichnet. Da gab es keine Techniker, die etwas verpatzten, so daß wir alle wieder alles von vorn anfangen mußten. Vielleicht sagt es Ihnen was, wenn ich verrate, daß wir den 1. Akt an einem Tag dreimal hintereinander aufnahmen."

„Viel Spaß!"

„Ja, seinen Humor darf man dabei nicht verlieren."

„Wegen des ‚Biberpelzes' rufe ich bei Ihnen an, Frau Meysel."

(*Im Ton der Mutter Wolffen:*) „Kummense etwa von de Kriminalpolizei?"

„Mehr von der Meinungsforschung."

„Also von denen, die selbst keine Meinung haben und sie von anderen hören wollen?"

„Es muß ja auch Neutrale geben?"

„Da bin ich allerdings ganz Ihrer Meinung, Herr Mittler."

„Bon. Sie spielen also im ‚Biberpelz', gnädige Frau, und zwei Tage später im ‚Roten Hahn'. Zweimal in einer Woche Gerhart Hauptmann auf dem Bildschirm! Ist das nicht ein bißchen viel?"

„Wir leben schließlich im Gerhart-Hauptmann-Jahr, Herr Mittler!"

„Ist das ein Grund, den Fernseher mit Hauptmann zu überfüttern?"

„Wer tut das denn?"

„Ich sage Ihnen ganz offen, daß ich der Ansicht bin, ein Hauptmann in einer Woche würde im Fernsehen genügen."

Fernsehgespräch

„Da mögen Sie nicht ganz unrecht haben. Aber der ‚Biberpelz' und der ‚Hahn' gehören zusammen. Denn die Geschichte, die im ‚Biberpelz' begonnen wird, erfährt ihre Fortsetzung im ‚Roten Hahn'. Da erscheinen die gleichen Figuren. Die Sache spielt im gleichen Ort. Nur 13 Jahre später."

„Warum sind wir denn auf dem Theater dem ‚Hahn' noch nie begegnet?"

„Richtig. Der ist seit genau 40 Jahren nicht mehr gespielt worden. Er kam einfach nicht an. Beim Publikum nicht, und bei der Kritik auch nicht. Alfred Kerr z. B. hat das Stück nach Strich und Faden verrissen. Er räumte aber ein, daß vielleicht eine Zeit kommen wird, in der der ‚Rote Hahn' aktueller ist als in dem Jahrzehnt seiner Entstehung."

„Soll das unsere Zeit sein?"

„Ich möchte behaupten, ja. Da sind so viele Dinge drin, die erst heute ganz verständlich werden."

„Das entkräftet dennoch nicht meine Zweifel, ob es richtig ist, gleich zwei ‚Hauptmänner' in einer Woche zu präsentieren."

„Ihre Skepsis ist natürlich begründet. Die Frage: Was hat Gerhart Hauptmann uns heute noch zu sagen? ist nicht abzuweisen. Und wenn man daran denkt, daß das deutsche Fernsehen uns erst kürzlich ‚Und Pippa tanzt' zeigte, daß Hauptmann auch einen ‚Michael Kramer' schrieb und eine ‚Griseldis', von deren Problematik wir heute erst mal kräftig den Staub abwischen müssen, so kann man tatsächlich schon fragen, warum gleich zweimal Hauptmann in der Woche auf dem Bildschirm?"

„Sie sind also meiner Meinung, daß das ein bißchen zu viel des Guten ist?"

„Der ‚Biberpelz' ist ganz große Dichtung. Und die Mutter Wolffen darin ist eine zeitlose Figur..."

„... weil sie im zeitlos Menschlichen angesiedelt ist."

„Genau. Die große Masse des Publikums aber kennt den ‚Biberpelz' vielleicht doch nicht. Sie würde deshalb unter Umständen erstmals mit einer Titelfigur konfrontiert werden, die negativ ist. Obgleich sie so für ihre Familie sorgt, daß einem das Negative gar nicht richtig zu Bewußtsein kommt. Und deshalb halte ich es für erforderlich, den ‚Roten Hahn' gleich hinterher zu zeigen. Denn der ‚Biberpelz' schließt so unerwartet, daß die Leute sehen wollen, wie die Geschichte weitergeht. Und wir müssen das sogar zeigen, um damit ganz eindeutig klarzumachen, daß der Mutter Wolffen doch alles ‚nuscht nich jenutzt' hat. Ich finde, der Schluß des ‚Hahns' ist ganz toll. Da sagt die Wolffen: ‚Ma langt immer, ma langt immer nach was...' "

„Was meint sie damit?"

„Das ist für das Publikum ein wirkliches Ende, da sieht es: Man kann noch so sehr nach etwas gieren, glücklich wird man doch nicht."

„Haben Sie auf der Bühne eigentlich schon oft Hauptmann gespielt?"

„Gar so oft nicht. Vor langen Jahren in Hamburg ‚Die Ratten', zusammen mit Gisela von Collande. Im Fernsehen hat ja kürzlich Ingrid Andree meine damalige Rolle gespielt. Das war übrigens sehr lustig: Die Ingrid hatte mich damals, als sie noch Schülerin war, in dieser Rolle auf der Bühne gesehen. Und sie war so begeistert, als sie die Rolle vor der Kamera spielen sollte, daß sie sich vom Theater das Kostüm ausborgte, das ich in den ‚Ratten' trug."

„Eigentlich seltsam..."

„Was?"

„Daß Sie die Wolffen gern spielen."

„Wieso?"

„Mutter Wolffen ist Schlesierin, und Sie sind Berlinerin."

„Ah was! Gerhart Hauptmann selbst hat einmal gesagt, daß die Mutter Wolffen aus Schlesien an die Spree gekommen und dort zur Verkörperung des Berliner Witzes schlechthin geworden sei. Im Fernsehen kommt da noch ein Problem hinzu: Ich muß einen Dialekt sprechen, der echt ist, wie Hauptmann ihn schrieb, den man aber dennoch in Bayern und Südbaden genauso verstehen kann."



Inge Meysel

„Gegen all diese Dinge ist nichts einzuwenden, Frau Meysel. Ich zweifle aber trotzdem immer noch, ob man, selbst zu Ehren eines so bedeutenden Dichters, wie Hauptmann es war, ein Jubiläum zum Anlaß nehmen darf, die Werke eines einzigen Mannes in einer derartigen Häufung zu bringen, wie es das deutsche Fernsehen zur Zeit tut."

– Oder... stehe ich etwa mit meiner Meinung allein auf weiter Flur?

DAS FIEL UNS AUF



Die Leute ans Schilda heißen Schildbürger, und die Leute, die Schilder ersinnen und sie aufstellen lassen, sind manchmal Schild-Bürger. Die Namensgleichheit ist ebenso unühersehhar wie der berüchtigte Schilderwald auf unseren Straßen. Die italienischen Nachbarn machen das gescheiter: Sie wollen nur noch dann ein neues Verkehrsschild erfinden und aufstellen, wenn dafür ein anderes entfernt oder, wie es so schön heißt, aus dem Verkehr gezogen wird. Womit einmal klar hewiesen ist, daß Schilda gewiß nicht in Italien liegt.

*



Bisher waren die Amerikaner die ungeschlagenen Meister im Showhusiness. Jetzt hahen sie ganz ernsthafte Konkurrenz gefunden: In Moskau lieferten sich kürzlich zwei Schachmeister eine Partie mit lebenden Figuren. Der Schiedsrichter fuhr mit dem Motorrad auf dem Schachbrett umeinand, und zwischen den Zügen schmetterten volkseigene Künstler des Bolschoi-Theaters lautstarke Arien an den Plafond. — Ist das nun ausschließlich die geschmacklose Idee eines Kulturfunktionärs oder ist dieses Spiel mit den menschlichen Schachfiguren Symhol für die Art und Weise, wie man im Kreml mit Königen und Bauern umzugehen pflegt?

*



Jetzt sind die schönen, die herrlichen Wochen der Ferienvorbereitnng. Man liest Prospekte und fährt mit dem Finger üher die Landkarte. Natürlich stehen auch diesmal Italien, Spanien und Jugoslawien zur Dehatte. Dehattiert werden sollte aher auch etwas anderes: das richtige und damit gesunde Verhältnis der Urlaubsdauer zum Urlaubsziel. Zahllose Menschen — vor allem die motorisierten — muten sich viel zu große Entfernungen zu und kehren nicht erholt, sondern gerädert heim. Urlauhsschäden statt Urlaubsfreuden ... das ist nicht der Sinn des Reisens!

*



Jeder kennt das: Man hestellt den Installateur, der Installateur sagt zu, aher wer nicht zum vereinharten Termin erscheint, ist der Installateur (oder der Maler oder der Tapezierer und so weiter). Was den Kunden verärgert, ist weniger die Tatsache des Nichterscheinens als die küble Gelassenheit, mit der die Herren, ohne ein Wort zu flüstern, ganz einfach ausbleihen. Durch einen rechtzeitigen Anruf oder eine Postkarte könnte die Qnal unnützen Wartens vermieden werden. Wann endlich lernen das jene Handwerker, denen die Konjunktur offenhar zu Kopf gestiegen ist?

Unser Reporter Nerin E.Gun besuchte Ulbrichts Verwandte in Amerika

In einem teuren New Yorker Hotel feierte ein junger Amerikaner namens Roger Ulbricht seine Vermählung mit einer Kaufmannstochter. Die ganze Familie war anwesend. Nur der einzige Bruder seines Vaters fehlte: Walter Ulbricht, Moskaus Statthalter in der Sowjetzone.



Der Onkel war nicht dabei

Der Neffe wird Berlin verteidigen, falls sein Onkel Walter Ulbricht die Freiheit der Westsektoren ernstlich bedrohen sollte

Das ist der Bruder des Genossen Walter Ulbricht; er müßte sich nur einen Spitzbart wachsen lassen, um die täuschende Ähnlichkeit zu vollenden. Auf unserem Bild tanzt Erich Ulbricht mit der Braut seines Sohnes Roger, der vor ein paar Monaten als Reservist zur amerikanischen Armee einberufen wurde, weil sein Onkel in Ostberlin einen Weltkonflikt zu entfachen drohte.







Erich Ulbricht lebt seit 1928 in den Vereinigten Staaten. Die Brautmutter, Bildmitte, ist italienischer Herkunft.

„Ich besuchte die Ulbrichts“

Ich verstehe nichts von Politik, wahrscheinlich haben auch wir faschistische Verwandte in Italien", sagte die Braut Melchiore Ann Marrone unbekümmert, als ihr Roger gestand, daß man in der Familie ein schwarzes, nein, ein rotes Schaf habe, nämlich Onkel Walter aus Pankow. Rechts neben dem Bräutigam Adoptivsohn Andy, von dem es heißt, daß er der Sohn eines prominenten deutschen Kommunisten ist, der während des „Dritten Reiches" in einem der vielen Konzentrationslager umkam.

Der Onkel war nicht dabei

Sie wohnen in einem bescheidenen Backsteinhaus in Flushing, einem eher kleinbürgerlichen Viertel im endlosen Häusermeer von New York: Erich Ulbricht, der Bruder des spitzbärtigen Diktators der Sowjetzone, und seine Frau Erna. Sie haben drei Kinder, Eleonor, die mit einem Zahnarzt deutscher Herkunft verheiratet ist, Roger, der jetzt geheiratet hat, und Leonard, den Studenten. Außerdem lebt bei ihnen noch der Adoptivsohn Andy.

Erich Ulbricht spricht nicht gern von seinem Bruder. „Walter ist acht Jahre älter als ich", erzählte er mir. „Außerdem habe ich noch eine Schwester, die in Westdeutschland lebt, aber wir schreiben uns nie. Übrigens", und nun lächelt Erich Ulbricht verschmitzt, „das wird Sie vielleicht interessieren: Walter und ich wollten schon 1919 in die Vereinigten Staaten auswandern. Wir hatten bereits Plätze auf einem Schiff gebucht, aber unsere Mutter bat uns unter Tränen, doch in Deutschland zu bleiben."

Im Jahre 1928 ist dann Erich Ulbricht aus wirtschaftlichen Gründen doch ausgewandert, er hat kurze Zeit später seine Braut Erna nachkommen lassen. Sie haben Deutschland nie wiedergesehen. Seit 1933 ist Ulbricht amerikanischer Bürger, der freilich seine sächsische Herkunft in der Unterhaltung nicht verleugnen kann. Als Bandagist, ein Mann also, der Bandagen und Heilbinden anfertigt, verdient er soviel, daß er mit seiner Familie recht angenehm leben kann.

Der Onkel war nicht dabei

Es war eine echte kapitalistische Hochzeit in einem der vornehmsten New Yorker Hotels. Zweihundert Gäste waren geleden, die wenigsten ahnten, daß Mr. und Mrs. Ulbricht, links und rechts im Vordergrund, mit Walter Ulbricht verwendt sind, und wer es wußte, verschwieg es diskret.

Angst hat Mutter Ulbricht vor Agenten und Entführern, die eines Tages vor der Tür ihres Backsteinhauses stehen könnten. Sie fürchtet die Rache des spitzbärtigen Verwandten, bei dem sie einst Kinderfräulein gewesen ist. Im Hause Walter Ulbrichts hat sie auch ihren Mann kennengelernt, den jüngeren Bruder Erich. Angst hat sie auch um ihren Sohn Leonard, Bild links, der Atomphysik studiert und ein Regierungsstipendium erhalten hat. „Sie verstehen", sagte sie, „dem Walter ist ja nicht zu trauen."

Sehr aufgebracht wird Erich Ulbricht, wenn man von den Gerüchten spricht, wonach er seinerzeit mit einem geheimen Auftrag der kommunistischen Partei in die Staaten gereist sei. „Das ist nicht wahr", protestiert er erregt, „im übrigen habe ich bei den Wahlen für Eisenhower und Nixon gestimmt."

In der Nachbarschaft kümmert sich kein Mensch darum, daß Mr. Erich Ulbricht einen Bruder hat, der zu den bestgehaßten Männern in den Vereinigten Staaten gehört. Selbst amerikanische Zeitungen nehmen keine Notiz vom Leben der Ulbrichts, und der Kommandant des Forts Nr. 10 hatte keine Ahnung, daß einer seiner Unteroffiziere der Neffe einer so berüchtigten Figur der internationalen Politik ist.

Die ängstlichste der Familie ist Erna Ulbricht. „Jedesmal, wenn ich unter der Haustüre ein unbekanntes Gesicht sehe, erschrecke ich", erzählte mir Mrs. Ulbricht. „Ich möchte auch nicht, daß man von uns Notiz nimmt, daß man weiß, wo wir leben. Es ist ja für einen mächtigen Mann in der Sowjetzone sehr unangenehm, Verwandte zu zu haben, die im kapitalistischen Ausland leben. Moskau könnte auch daran interessiert sein", so meint Frau Ulbricht, „uns in einem internen Machtkampf gegen Walter als Geisel zu benutzen und ihm den Fluchtweg zu uns abzuschneiden."

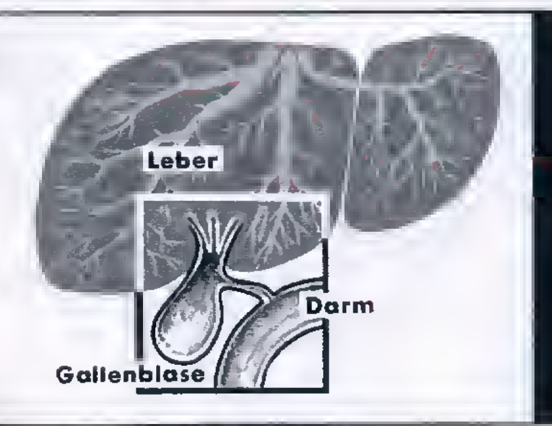
Es sind die Sorgen und Ängste einer einfachen Frau, die den Schwager in Pankow fürchtet und insgeheim – bewundert.





Ein typischer Leber-Sünder ist dieser Genießer, der gleich fünf entscheidende Fehler macht: Erstens ißt er offenbar leidenschaftlich gern ein schönes, fettes Schweinskotelett, paniert und knusprig gebraten; zweitens trinkt er dazu abwechselnd ein eiskaltes Helles und drittens einen scharfen Schnaps anschließend zur Verdauung (im Zweifelsfalle mehrere); viertens liebt er noch einen starken, schwarzen Kaffee als Abschluß seiner „gesegneten" Mahlzeit. Jedes für sich bedeutet einen Schock für Leber und Galle, und besonders sind fünftens die in der Panierung und im Kaffee enthaltenen Röststoffe geradezu Gift für Menschen, die dafür anfällig sind.

Die häufigsten Ursachen der Gelbsucht



Die Lageübersicht der Organe Leber—Gallenblase—Darm mit Lebergängen und Gallenblasengang, die in den Darm münden, und der Ausschnitt der folgenden Skizzen.



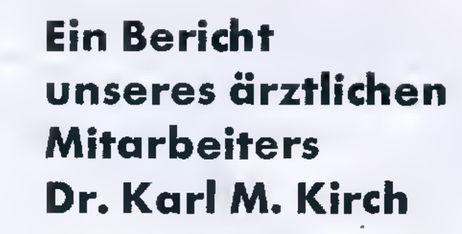
Die normale Funktion. Die Leber produziert die Galle, gibt sie an den Sammelbehälter der Gallenblase. Von dort wird sie nach Bedarf an den Darm weitergegeben.



Ein Gallenstein (Pfeil) ist in den Ausführungsgang zum Darm gerutscht. Die Galle wird zurückgestaut. Die noch in der Gallenblase liegenden Steine stören noch nicht.

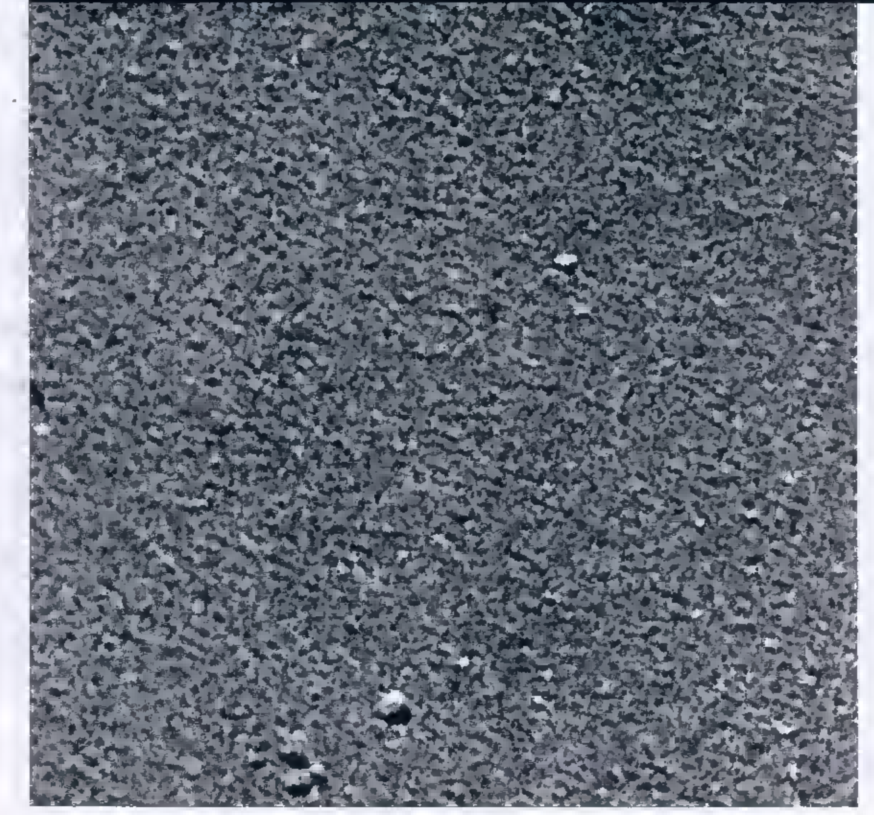


Die den Ausführungsgang auskleidende Schleimhaut ist katarrhalisch geschwollen (Pfeil). Auf diese Weise kommt es zu einem Verschluß und zu Rückstauungen.



Ein Bericht unseres ärztlichen Mitarbeiters Dr. Karl M. Kirch

Leber-Alarm



Endlich erwischt! Den amerikanischen Forschern Wilton A. Rightsel und William McLean gelang es kürzlich, Hepatitis-Viren, die Erreger der ansteckenden Gelbsucht, zu züchten und damit die entscheidende Vorarbeit zur Entwicklung eines Impfserums zu leisten. Unser Bild zeigt oben eine Virus-Zucht in der 53 000fachen Vergrößerung des Elektronen-Mikroskopes. Unten eine normale, gleich stark vergrößerte Kontroll-Gewebekultur.

Über eine Million mehr oder weniger Leberkranke allein in Deutschland — Beängstigendes Ansteigen von Zirrhose und infektiöser Gelbsucht — Amerikas Forscher suchen nach einem Impfstoff.



Die Leber selbst schwillt, z. B. bei der infektiösen Form, und drückt die in ihr gelegenen Gallengänge bis zum Verschluß zusammen. Die Pfeile zeigen die Vergrößerung.



Eine Geschwulst, (Pfeil) macht die Gallenwege unpassierbar und läßt so nur noch die Möglichkeit einer rechtzeitigen Operation zur Beseitigung dieses Hindernisses offen.

Unsere Schlagzeile mag zunächst übertrieben klingen, aber tatsächlich besteht aller Grund zur Besorgnis. Nicht nur die Wohlstands-Lebern der Deutschen sind in Gefahr. In allen Konjunkturländern und besonders in Amerika läuft die Galle über." Daran sind nicht etwa nur der tägliche Ärger und die Aufregung schuld, sondern einerseits die zu reichliche Speisekarte und schlechte Eßgewohnheiten, zum anderen sind es die tückischen Erreger der epidemischen Gelbsucht, einer ansteckenden Virus-Krankheit, die sich besonders in Amerika, aber auch in Deutschland und anderen Kulturstaaten überraschend schnell ausbreitet. In den USA ist dabei die Erkrankungsziffer allein im Laufe der vergangenen zwei Jahre geheimnisvoll um das Doppelte gestiegen. In Deutschland zählte man 1953 auf 10000 Einwohner nur einen solchen Fall, während man heute bereits jährlich im gleichen Verhältnis rund siebzigmal soviel ansteckende Gelbsuchterkrankungen rechnet! Diese Zahlen sind wahrhaftig alarmierend, denn schließlich ist die Leber nebst ihrem Gallenblasenanhang eines der wichtigsten Körperorgane, in dem man in der Antike sogar das Lebenszentrum eher als im Herzen oder Hirn vermutete. Hinzu kommt, daß erstens eine Gelbsucht nicht unbedingt äußerlich sichtbar sein muß, und daß sich der Patient zuweilen noch so wohl fühlt, daß er nur ungern wochenlange strikte Bettruhe und strenge Diät einhält. Wer zum Beispiel an einer infektiösen Gelbsucht leidet, kann sich gar nicht vorstellen, wie teuer ihn ein gepökeltes Schweinerippchen, ein einziges Trost-Schnäpschen oder eine Stunde verbotener Spaziergang zu stehen kommen kann. Immerhin besteht aber nach den neuesten amerikanischen Forschungsergebnissen die Möglichkeit, daß in nächster Zeit ein Impfstoff gegen diese ansteckende Art der Gelbsucht gefunden wird, nachdem es inzwischen gelang, den Virus-Erreger (im Grunde handelt es sich dabei um zwei verschiedene Sorten) auf Knochenmark-Nährböden zu züchten und unter dem Elektronenmikroskop zu entlarven.

Anders steht es bei den Leber- und Gallenstörungen, die durch falsche Ernährung oder übermäßigen Alkoholgenuß hervorgerufen werden und Hunderttausende von Patienten allein in Deutschland auf die Dauer zum Siechtum verurteilen. Hier hilft nur Vernunft und einsichtiges Maßhalten. Denn auch die Leber, das einzige menschliche Organ, das einen echten „Wiederaufbau" zu vollbringen vermag, versagt bei ständiger Überbeanspruchung unter Umständen eines Tages doppelt schnell und vollkommen.



Kinderlos. Das belgische Königspaar mußte im Juni 1961 dem Volk mitteilen lassen: „Entgegen berechtigten Hoffnungen ist im Palast zu Laeken in nächster Zeit mit keinem Familienzuwachs zu rechnen." Einen Monat zuvor noch hatte Königin Fabiola Papst Johannes XXIII. ihr „süßes Geheimnis" vertrauensvoll entdeckt, wie es offiziell hieß. Beneidet nun König Baudouin insgeheim doch seinen glücklicheren Bruder um seine Familie?



Das zweite Kind erwarten Prinzessin Paola und Prinz Albert von Lüttich; sie sind nach dreijähriger Ehe noch so verliebt wie am ersten Tag ihres Kennenlernens während der Inthronisation von Papst Johannes XXIII. in Rom. Der Neid gewisser Hofkreise in Brüssel, daß es das Prinzenpaar ist, das nach Prinz Albert bisher den Thronerben stellt (Prinz Philippe, Bild unten rechts), hat das Glück des jungen Paares nicht zu trüben vermocht.

Für 5000 Mark Schuhe

Eine schöne Frau gehört nicht in den Glaskasten

Ist sie wirklich ein enfant terrible, die bildschöne Tochter des italienischen Prinzen Paolo Ruffo di Calabria und Schwägerin des belgischen Königs?

Wenn sich eine hübsche Prinzessin von 24 Jahren mit der gleichen Unbekümmertheit wie tausend andere junge Mädchen ihres Alters in der Öffentlichkeit bewegt, so ist das nicht das gleiche. Jede ihrer Launen und Extravaganzen wird kritisch unter die Lupe höfischer Etikette genommen. Am belgischen Königshof macht man bedenkliche Gesichter, wenn Prinzessin Paola mit der Ausgelassenheit ihrer Jugend in einem Nachtlokal herumtollt. Sauertöpfische Parlamentarier, die dem belgischen Königshaus ohnehin nicht wohlgesonnen sind, schnüffeln in ihrem Kleiderschrank herum und regen sich über einige Dutzend Paar Schuhe auf. Die Klatschspalten gewisser Zeitungen schnappen gierig nach jeder Kaprice. Sehr schnell wird man zum enfant terrible abgestempelt, ohne es in Wirklichkeit zu sein. Die Prinzessin weiß sich allerdings von ihrem Mann, dem Prinzen Albert, beschützt, der sie leidenschaftlich und zärtlich liebt und der die Launen seiner Frau mit dem Großmut des Liebenden toleriert.



Lebt sie auf zu großem Fuß? Für 5000 Mark hat sich Prinzessin Paola im Laufe der Zeit schicke, hübsche Schuhe gekauft. „Muß das sein?“ so haben belgische Parlamentsabgeordnete gefragt, die sich nicht vom Liebreiz dieser schönen, jungen Frau aus italienischem Hochadel einfangen lassen wollen. Die mit den Steuergroschen rechnenden Volksvertreter erinnern sich nämlich, daß sie es gewesen sind, die dem jungvermählten Paar vor drei Jahren eine Dotation von jährlich 3,5 Millionen belgischen Francs gewährt haben. Und wenn es stimmt, daß ihr großzügiger Mann, Prinz Albert, ihr bei der bevorstehenden Geburt des zweiten Kindes den Zwei-Millionen-Diamanten „Grand Bleu“ schenken will, dann wird man in den Wandelgängen des Parlaments und in den Brüsseler Salons wieder genügend Gesprächsstoff haben.



Sie hat gut lachen. Rosemarie Zwietz, Taylors gutbezahlte deutsche Sekretärin, hat natürlich Schwein gehabt, als sie den Job bekam. Selbstverständlich ist auch sie Schweinebesitzerin. Unter uns: Der Umgang mit der Schreibmaschine ist ihr vertrauter. Neben ihr der Schweinezuchtverwalter.

Der Schatz im Schweinestall

Wie Mr. Taylor aus England seinen Beitrag zum „Grünen Plan" leisten will

Das deutsche Volk soll ein Volk von Schweinebesitzern werden. So will es Mr. Taylor aus England, der drüben auf der Insel eine der größten Schweinezüchtereien besitzt. „Worum", so fragt er, „soll nur Geld in der Industrie investiert werden und nicht in der Landwirtschaft?" Mr. Taylors Plan (möglicherweise ist er gar kein Engländer, sondern Schotte) ist einfach und einleuchtend. Für 1050 Mark verkauft er jedem, der Lust dazu hat, ein Mutterschwein und sorgt für Pflege und Unterbringung. Acht Würfe mit je acht Ferkeln werden laut Vertrag pro Sau garantiert. Jedes Ferkel soll für 60 Mark an den Mann gebracht werden. Das ergäbe nach Taylors Rechnung einen Gewinn von 945 Mark in vier Johren. Gonz schön, rund 90 Prozent. Bloß... kann der Schweinevoter die Ferkel stott für 60 nur für 55 Mork an den Mann bringen, so würde sich schon dobei die Gewinnsumme von 945 auf 625 Mork verringern. Gar nicht auszudenken, wenn er wegen geringer Nachfrage pro Ferkelchen nur 50 Mark erlösen würde. Es ist sicher, daß dann mancher „Schweinezüchter vom Schreibtisch ous" (das ist Manager Taylors Werbeslagan) über solch eine Schweinerei gonz schön fluchen würde.

Lärm, der tötet



Der gleichzeitige Start von ganzen Düsenjägerstaffeln in Sekundenabstand ist auf den riesigen Rollfeldern amerikanischer Militärflugplätze kein Problem, denn das Bodenpersonal bleibt weit zurück, wenn die Maschinen zu ihren Alarm-Startplätzen rollen und auf Sprechfunk-Abruf über die langen Betonpisten in den Himmel jagen. Auf den verhältnismäßig kleinen Deck-Rollbahnen der Flugzeugträger sieht die Sache wesentlich anders aus: Die Bordmannschaft ist bei Start und Landung der Jets dem Heulen und Kreischen der Düsen unmittelbar ausgesetzt und soll dabei noch drahtlos über Mikrofon und Kopfhörer Befehle vom Kontrollturm empfangen und die Piloten einwinken. Sekundenbruchteile und Meter sind auf dem schlingernden Deck dabei entscheidend, geringste Fehler von Mensch oder Material können tödlich sein. Aber gerade in der kurzen Zeitspanne während Start und Landung verschluckte bisher oft genug der Düsenlärm die letzten Anweisungen in den Mikrofonen und Kopfhörern der Bodenmannschaft. So konnte es oft geschehen, daß die Piloten über das Deck hinausschossen und im Meer aufschlugen. Der neue Helm, nach antikem Muster (rechts unten), schließt diese Gefahren aus.



Ein kritischer, frecher und amüsanter Bericht aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten

Von Allan S. Hichman

Dollar

Müssen Millionäre verschroben sein? Wachsen mit dem Bankkonto auch die Schrullen? Der Millionär Tom Manville jedenfalls frönt einem kostspieligen Hobby: Er sammelt Frauen wie andere Schmetterlinge und hat es dabei immerhin auf die beachtliche Zahl von elf Ehen gebracht. Elf Ehen bedeuten bei ihm auch gleichzeitig zehn Scheidungen, und zehn Scheidungen wiederum bedeuten zehn nicht zu knappe Abfindungen. Tom Manville aber ist unter den amerikanischen Millionären ein Ausnahmefall — nicht was die Zahl seiner Ehen betrifft, wohl aber, daß seine häuslichen Dinge immer wieder Zielscheibe amerikanischen Spottes waren. Die anderen Millionäre Amerikas nämlich leben größtenteils zurückgezogen, manche geradezu in einer gewissen Anonymität. Auf einem Haufen zusammen findet man Millionäre vor allem in Dallas. Absonderlich aber sind auch sie, wenn man von ihrem Äußeren ausgeht. Hosen ohne Bügelfalten, speckige Hüte, Hemden von Woolworth, Schuhe von der Sorte, die man auf dem Hotelflur stehen läßt, wenn Löcher drin sind. So präsentieren sich die reichen Herren, wenn sie nicht gerade eine hochoffizielle Party geben. Also stimmt die Behauptung doch, daß Geld schrullig macht?

Alle diese Millionäre ohne Schlips kennen nur ein Abenteuer, von dem sie aber nicht sprechen. Das ist ihr eigenes Leben.

Glenn Herbert MacCarthy heiratet als bettelarmer Tankstellenlehrling heimlich die Tochter eines Ölkönigs, brennt mit ihr durch. Der Schwiegervater läßt ihn verfolgen. Glenn rächt sich mit einem Schwur: er wird niemals in seinem Leben von dem Vater seiner Frau einen Cent nehmen. Das ist etwa 1923. 20 Jahre später baut der frühere Benzinzapfer durch ganz Bolivien eine 800 km lange Pipeline!

Er ist das geworden, was auch sein Schwiegervater ist: ein großer Boß.

Aber da fällt dieser große Boß eines Tages aus den Wolken. Seine Tochter Glennalee, Vaters Liebling, ist mit einem Taugenichts wie Georges Pontikes, dem Sohn eines griechischen Flickschusters, davongelaufen. Man wird sie enterben, basta. Aber der Schusterjunge schreibt zurück, daß er von so einem Schwiegervater sowieso keinen Cent annehmen würde.

Vater MacCarthy muß erkennen, daß es nicht nur in seiner Generation freche und selbstbewußte Burschen

Mit Küßchen und keep smiling: Einladung zu einer Millionärsparty bei Mr. Jean Paul Getty (rechts), einem der besten Napoleonkenner der Welt.

und Doria

gegeben hat. Vielleicht wird auch der Schusterjunge Pontikes später so verschroben werden wie sein Schwiegervater. Er wird also jährlich 30 000 Weihnachtskarten versenden, am Zeigefinger einen bonbongroßen Diamanten tragen und sich ein Hotel bauen, von dem er nichts versteht.

Da ist **Jean Paul Getty,** der doppelt soviel Geld besitzt wie die Schweiz ein ganzes Jahr in ihrem Haushalt stehen hat. Angefangen hat er damit, als Schuljunge niemals Frühstück zu essen, obwohl die Eltern ihm dafür Geld mitgegeben haben. Er spart auf diese Weise 1¾ Dollar die Woche. Aber er tut noch mehr, er lernt nämlich Sprachen, was um 1900 in den USA geradezu als verrückt gilt.

Als er später durch allerlei Spekulationen der vielleicht reichste Mann der USA wird, entdeckt man auch bei ihm einige Schrullen, die er sorgfältig pflegt.

Er hat eine panische Angst, daß man seine Briefe nicht richtig in den Postkasten wirft, und trägt sie deswegen jeden Abend selber hin.



Er benützt selbst im Walldorf-Astoria-Hotel keinen Lift, obwohl er noch niemals in seinem Leben in einem steckengebliebenen ist.

Er hat noch keinen Chauffeur auf der Erde gefunden, der ihn richtig kutschiert.

Als er für ein Hotelzimmer in London nach seiner Meinung zuviel bezahlen muß, kauft er sich händereibend auf dem Land ein verwahrlostes Schloß, richtet es für Unsummen her, um im Jahr vielleicht zwei Nächte dort zu schlafen.

Da ist **Leonard Franklin MacCollum.** Er ist heute um die 60 und Präsident einer Gesellschaft, die jährlich gut ihre 50 Millionen Dollar rein einnimmt. Als er eben 23 ist, will er sich als ganz unbeschriebenes Blatt bei der Humble Oil Corporation vorstellen.

Die Direktoren, die ihn sich ansehen sollen, haben vorher etwas Zeit und auch wohl ein paar Whiskys getrunken. Sie arrangieren einen schlechten Scherz mit dem jungen Mann.

Als er sich vorgestellt hat, bieten sie ihm katzenfreundlich einen Stuhl an. Der junge Mann setzt sich hin und fährt in der gleichen Sekunde wieder von einem Schlag getroffen hoch.

Die grinsenden Direktoren haben seinen Stuhl an den Stromkreis der Lichtleitung angeschlossen und wollen sich vor Lachen ausschütten.

22 Jahre später gehört MacCollum nicht nur der verteufelte Stuhl, sondern auch die ganze Oil Corporation. Aber jedesmal, wenn er sich irgendwo hinsetzen soll, tippt er vorsichtig an die Lehne des Sessels.

Der große **Cornelius Vanderbilt** hat niemals in seinem Leben ein Scheckbuch benützt, sondern statt dessen durchgeschnittene Büropapiere.

William Randolph Hearst, dessen Sonntagsblätter etwa 10 Millionen Amerikaner lesen, gibt seinen Gästen nur Papierservietten, zahlt aber einem Tierarzt 500 Dollar im voraus, als eines seiner Meerschweinchen ein Bein gebrochen hat.

John Pierpont Morgan kommt im Jahr vielleicht einmal nach London, aber er legt Wert darauf, daß in seinem dortigen Haus stets das Bett aufgeschlagen ist, der Eßtisch neu gedeckt ist und das Kaminfeuer brennt.

Andrew Carnegie, der unter anderem die Schlafwagen erfunden hat, lernt in seiner wenigen freien Zeit den ganzen Shakespeare auswendig und hat das seltsame Hobby, Orgeln zu stiften. Im ganzen etwa 7450 Stück!

Andrew Carnegie ist praktisch nie zur Schule gegangen, sondern hat derweil mit Kaninchen gehandelt.

F. W. Woolworth war als Junge niemals in der Schule, weil er weder ein Paar Schuhe noch einen Mantel besaß.

Hugh Roy Cullen wird mit etwa zehn Jahren aus der Schule genommen, weil er irgendwie dazu beitragen muß, seine Geschwister zu ernähren.

Sidney Williams Richardson, der Mann, der Eisenhower beeinflußt hat, Präsident zu werden, ist ein einziges Jahr auf einer höheren Schule gewesen.

Oder da ist **Daniel K. Ludwig.**

Niemand kennt ihn eigentlich, und das freut ihn mächtig.

Der Mann mit dem deutschen Namen, dessen Vorfahren nie in Deutschland gelebt haben, weiß als junger Mann nicht recht, was er mit sich anfangen soll. Er lebt irgendwo am Michigan-See. Genaugenommen in South Haven, wo kleinere Schiffe verkehren.



Zuerst verkauft er in einem Laden Taue, Ölzeug und Schiffszwieback. Dann hat er sich eines Tages einen kleinen steinalten Tanker besorgt. Doch der Tanker fliegt in die Luft.

Es stört ihn nicht. Er bleibt dabei, daß man aus drei alten Schiffen immer noch ein neues hervorzaubern kann. Und damit ist der unbekannte Herr Ludwig der Hilton des Öltransports geworden. Beide haben auf ihre Weise den gleichen Tick ausgenützt: Sie kämpfen gegen Platzverschwendung.

Wenn man ihn in Darien (Connecticut) besucht, kann nicht einmal der zuständige Polizist sagen, wo der größte Tankerreeder des Erdballs wohnt. Ist ja auch nicht zu vermuten, daß es eine kleine Achtzimmer-Villa ist, wo er mit seiner Familie versteckt wohnt.

Der Reporter fragt ihn, was er liest. Mister Daniel K. Ludwig meint:

„Ich liebe ein Buch besonders! Es ist WHO'S WHO..."

„Ich muß aber hinzufügen, warum ich gerade dies Buch besonders liebe", sagt Mister Ludwig. „Ich liebe es, weil diese Leute vollkommen vergessen haben, meinen Namen hineinzusetzen!" Tarnung? Ein geschickter Simulant?

*

In Brüssel ist Weltausstellung. Hin und wieder fahren Fremde von der belgischen Hauptstadt aufs flache Land hinaus. Ganz selten halten sie bei Belle Alliance oder Waterloo. Die Schlacht dort vor 150 Jahren sagt ihnen nichts.

Ein paar Amerikaner steigen die etlichen Stufen des künstlichen Berges hinauf, auf dessen Kuppe ein Löwe martialisch in die Ferne schaut. Ein Steinlöwe natürlich. Er verkörpert vermutlich den Löwenmut, mit dem Engländer, Holländer und Deutsche auf diesem Platz gegen Napoleon I. gefochten haben. Ein Fremdenführer macht die üblichen Erklärungen.

Einer der amerikanischen Gäste macht ein Gesicht wie sauer Bier. Er schüttelt mehrmals verärgert den Kopf.

„Alles Unsinn", murmelt er schließlich. „Dieser Mann weiß nicht einmal den genauen Standplatz des Kaisers. Außerdem, immer diese alberne Geschichte mit dem französischen Marschall, der angeblich den Kaiser falsch verstanden hat oder falsch verstehen wollte. Die Engländer haben damals gewonnen, weil sie etwas taten, was bis dahin noch niemals ein Soldat getan hatte: sie legten sich hin, als der Feind angriff."

Der Amerikaner ist Mister Jean Paul Getty. Wir kennen ihn schon, er gehört zu den fünf reichsten Männern der USA. Wir kennen ihn nicht, denn er ist einer der besten Napoleonkenner.

Ein weißer Rabe?

*

Vor zehn Jahren stirbt an der Riviera in einem sehr feudalen Hotel ein alter Herr, der meist handgemalte Krawatten und Anzüge aus Billardtuch trug:

William Randolph Hearst ist sozusagen millionenschwer. Er hat etwa 25 Zeitungen und neun Magazine. Nur weiß niemand, wie er eigentlich lebt und was er privat macht.

Seltsam genug, denn zu Mister Hearst kommen immer Gäste. Sie sagen aber nichts oder nur wenig, was sie erlebt haben. Wiederum merkwürdig, denn Mister Hearst hat sich seine Gäste niemals genau angesehen. Oft sind da Leute gekommen, deren Namen er nicht einmal gewußt hat. Nun ja, wenn man 58 Schlafzimmer im Haus hat, kann das vorkommen. Schlafzimmer übrigens, in denen der Gast tun und lassen darf, was ihm Freude macht. Wer aber dort auch nur ein Glas Schnaps trinkt, wird für immer hinausgeworfen.

Dieser Mann hat als Verleger

a) die Sonntagsbeilage und

b) den Herzensratgeber erfunden.

Kommen die Gäste gegen Abend, dann steigt der Hausherr in eine Art Elektrizitätswerk, fummelt an einigen Schaltern herum, damit dann auf einen Schlag das ganze Haus von außen wie eine Märchenburg angestrahlt wird.

Ist das geschehen, kann der Gast sich in ein Bett legen, in dem vor 150 Jahren

Dollar und Doria



eine französische Königin die Hochzeitsnacht verbracht hat. Er kann die Waschschüssel benützen, in die der Sonnenkönig seine Fingerspitzen getaucht hat. Er kann ein paar Fahnen bewundern, die die Bürger von Siena seinerzeit getragen haben, als sie sich mit den Nachbarn aus Arezzo verkrachten. Der Kamin stammt aus einem Schloß, das Mister Hearst vor zehn Jahren Stein für Stein in Mittelitalien hat abbrechen und Stein für Stein in Kalifornien hat wieder aufbauen lassen. Na, und das Tafelsilber hat vielleicht ein russischer Zar benützt. Die Kristallflasche auf dem Dammasttischtuch hat ein Borgia oft ausgeleert. Nur daß eben jetzt Tomatenketchup darin ist.

Und doch ist dieser typische Reiche, der Kunst um sich anhäuft, der einen Tiergarten mitten in die Landschaft zaubert, ein geheimnisvoller Mann.

Warum sammelt er wie ein Hamster die kostbarsten Kunstwerke Europas?

Eines Tages hat er wieder mal einen Haufen Gäste in seinem Schloß in Kalifornien. Man kommt ganz zufällig, wirklich nur zufällig, auf die Schießkunst.

Natürlich sind ein paar Leute da, die sich darin vortrefflich auskennen.

„Na gut", sagt Hearst, „dann schießen wir."

Er holt aus einem bildschönen ziselierten Etui ein paar betagte Duellpistolen, von denen man sagt, daß sie nicht einmal einen gezogenen Lauf haben. Mister Hearst nimmt eines der Schießeisen, setzt es in die Hüfte nach alter Cowboyart und trifft mit dem ersten Schuß eine vorbeifliegende Möwe.

Als er sich eines Tages mit Charlie Chaplin darüber streitet, wie ein bestimmter Bibeltext lautet und wo er haargenau steht, hat William Randolph Hearst baargenau recht und kann sogar noch die nächsten Absätze zitieren.

Ist der Mann glücklich, der Kunst aufhäuft, der wie ein Artist schießt, der die Bibel auswendig kann?

Vom Sterben darf in seiner Gegenwart niemand sprechen, dann geht er hinaus.

Glücklich ist er wahrscheinlich nicht gewesen. Amerika, ist es die Hölle oder das Paradies der Reichen?

*

Da liegt, es ist schon viele Jahre her, dicht bei New York ein Mann im Sterben, der von San Francisco bis Norfolk der verhaßteste Mann der Vereinigten Staaten ist. Viele warten freudig auf sein Ende.

Der alte Mann hat als Junge auf einer Farm für 37 Cents den Tag gearbeitet. Als er 50 Dollar auf dem Haufen hat, verpumpt er sie und bekommt soviel Zinsen, als wenn er 10 Tage geschuftet hätte. Das hat ihm zu denken gegeben.

Aber nun liegt der Alte im Sterben. Er hat Millionen gescheffelt, sie helfen ihm jetzt nichts mehr. In dieser Stunde kommt ein Arzt zu ihm, dessen Name niemand kennt. Ein amerikanischer Feld-, Wald- und Wiesenarzt. Er setzt sich zu dem Krösus ans Bett und sagt ein historisch gewordenes Wort.

„Ihr Geld bringt Sie um. Verschenken Sie es!"

Zum Teufel, Geld verschenken? Geld, um das man sich Tage und Nächte gequält hat?

Der Kranke denkt nach. Na ja, der Eisenbahnkönig Harriman ist mit 61 zugrunde gegangen. Der Einheitspreisgründer Woolworth hat mir 67 den Weg zum Friedhof angetreten. Der Tabakkrösus Duke hat nur ein Jahr länger mitgemacht. Sie sind alle kaputt gegangen, weil das Geld sie geknebelt hat. Keine Zeit mehr für was anderes.

In dieser Stunde am Krankenbett des alten **John D. Rockefeller** verändert sich Amerika.

Er verschenkt 750 Millionen Dollar nach und nach. Das sind 75 Cents für jede Minute seit Christi Geburt. Sechshundert Dollar pro Tag, seit Moses die Kinder Israels aus Ägypten geführt hat.

Als China 1932 durch Cholera verwüstet wird, kommt der rettende Impfstoff aus dem Rockefeller-Institut und rettet Hunderttausende.

Als das Gelbe Fieber die Tropen bedroht, kommt die Rettung durch das Serum vom Rockefeller-Institut.

Um die Malaria zu bekämpfen, wird im Rockefeller-Institut ein Impfstoff entwickelt, der das tropische Fieber in manchen Landstrichen fast ausrottet.

Als Ägypten nichts Wirksames gegen die Plage des Hakenwurms unternehmen kann, sind es die Wissenschaftler des Rockefeller-Instituts, die nach langen Forschungen eine Möglichkeit der Bekämpfung zeigen.

Der alte Milliardär, dem in seiner Jugend eine Tischlersfrau nicht erlaubt, ihre Tochter zu heiraten, weil er keine Chance habe, hat in seinem Leben nie eine Universität gesehen. Als aber die Universität Chicago bei ihm vorspricht, um unterstützt zu werden, gibt er fünfzig Millionen Dollar.

Als nach dem Weltkrieg Nr. 1 die Herren der französischen Denkmalsverwaltung das seit Jahren nicht mehr geheizte Schloß von Versailles inspizieren, gehen sie durch eine Ruine.

Wo soll man anfangen?

Nirgends, denn man hat sowieso kein Geld.

Wer auf den Gedanken gekommen ist, die Rockefeller-Stiftung zu alarmieren, ist unbekannt. Aber sie wird alarmiert und stiftet Millionen Dollar.

Der alte Mann, der das Geld dafür schenkt, spielt verschrumpelt wie eine Mumie ein bißchen Golf, wetzt in seinen Hosentaschen stets ein Cent-Stück blitzblank, das er dann verschenkt.

Dieser Mann hat Jahre auf einem alten Wachstuchsofa geschlafen, im öden einsamen Büro, wo die Mäuse umherflitzen. Warum? Weil neben dem Wachstuchsofa ein Telegraf steht, der vielleicht einmal etwas melden könnte, was dieser Mister sonst ein paar Stunden später erfahren würde.

*

Da steht in Den Haag der Friedenspalast, in dem heute ein Internationales Gericht komplizierteste Entscheidungen fällt.

Irgendwo in diesen Gebäuden hängt das Bild eines alten Herrn, der nicht anders aussieht als die meisten Väter, die um 1925 das Zeitliche gesegnet haben. Das Bild zeigt jemanden, der in seinem ganzen Leben keine drei Jahre zur Schule gegangen ist.

Jemanden, der seine Mutter so geliebt hat, daß er verspricht, erst dann zu heiraten, wenn sie gestorben ist. Er hält sein Versprechen und geht erst mit 52 zum Standesamt.

Es ist das Bild eines Mannes, der Glück gehabt hat. Der sich frühmorgens um 3 Uhr auf das Telegraphenamt schleicht, um dort bis zum Dienstbeginn das Telegraphieren allein zu lernen.

Als dieser Mann alt wird, als er nach dem ersten Weltkrieg das Ende nahen fühlt, verschenkt dieser Andrew Carnegie fast sein gesamtes Millionenvermögen:

„Ich halte es für eine verdammte Schande, reich zu sterben!"

Mit 84 Jahren ist es soweit.

Rockefeller wird 98 Jahre alt, aber mit eben 60 hat ihm der Arzt schon das Ende angekündigt, wenn er nicht vom Geld loskommt.

Henry Ford wird 84.

Da sitzt in einem stattlichen Sky Scraper ein gewisser Mister H. Rowan Gaither. Er ist völlig unbekannt. Und doch bekommt er in der Woche durchschnittlich dreihundert Briefe aus allen Ländern der Erde. Die 300 Briefe werden von etwa 980 Angestellten außer Mister Gaither bearbeitet.

Mister Gaither und sein Bataillon Zivilisten sind in der Lage, in den sechs Arbeitstagen einer jeden Woche genau eine Million Dollar zu verschenken. Soviel Geld gibt die Ford-Stiftung seit langem weg.

Gegründet von einem Chef, den seine Leute früher für den unangenehmsten Menschen gehalten haben, der ihnen jemals begegnet ist.

„Ich gebe Ihnen hier ein Couvert mit wichtigen Papieren", sagt Henry Ford I. oft zu irgendeinem Angestellten, den er sich ins Büro kommen läßt. „Sie bewahren diesen Umschlag absolut zuverlässig auf und haben die Verpflichtung, ihn einzig und allein mir wiederzugeben, wenn ich ihn brauche!"

Etwa drei Wochen später ruft einer der Direktoren bei dem Angestellten an:

„Der Chef bittet, daß Sie mal eben das Couvert zu mir schicken, das er Ihnen gegeben hat. Wir brauchen es dringend!"

Jetzt geht es um das Schicksal des jungen Mannes mit dem Couvert.

Schickt er es zum Direktor, so ist er noch am gleichen Abend fristlos entlassen.

Antwortet er aber: „Ich habe leider keine Ahnung, wovon Sie reden, Herr Direktor!" dann ist er noch am gleichen Abend Abteilungsleiter.

*

„Kann Ihnen auch 'ne feine Story von einer garantiert echten Stiftung erzählen", meint ein Reporter abends in der 1st Avenue dicht beim John-Jay-Park in New York. „Nie gehört von der Bobo-Story?"

Die Bobo-Story beginnt – wenn man so will – in Lowell (Indiana) etwa 50 Meilen von Chicago entfernt.

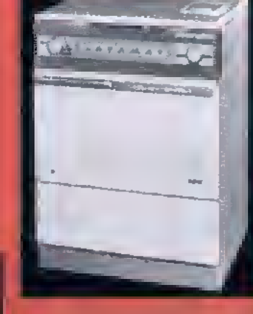
Sie kann aber auch am 6. September 1916 in einer kleinen Bergmannswohnung von Nobblestown (Pennsylvania) anfangen.

An diesem 6. September 1916 wird dort dem Bergmann Julius Paulekiute und seiner litauischen Frau ein Mädchen geboren. Man tauft es Klein-Eva. Auf Litauisch heißt das Jievute.

Vater Julius hat als Bergmann bald kalte Füße bekommen. Er packt seine

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 32)

AEG-LAVAMAT „nova"





AEG-Geschirrspülautomat „favorit"



AEG-Waschtischspeicher





AEG-Küchenkombination „Record"



AEG-Kühltisch „deluxe"





AEG-Elektroherd „deluxe"

- AEG-LAVAMAT „nova": der frei aufstellbare Waschvollautomat, einzig im neuen Stil.
- AEG-Elektroherd „deluxe": der Herd mit der perfekten Kochautomatik.
- AEG-Waschtischspeicher: sofort warmes Wasser – überall und jederzeit.
- AEG-Küchenkombination „Record": davon träumt jede Hausfrau.
- AEG-favorit: spült Ihr Geschirr besser, hygienischer und automatisch.
- AEG-Kühltisch „deluxe": modernster Kühlkomfort auf engstem Raum.

alles kommt aus einer Hand*

Kochen, Kühlen, Waschen, Spülen
heißes Wasser aus der Wand!



AEG-HAUSGERÄTE sind vollendet in Form und Funktion, machen der Hausfrau die Arbeit zur Freude – ja nehmen ihr jede Arbeit ab.

AEG-HAUSGERÄTE passen vollendet in jede Küche durch sorgsam abgewogene Maße und dezente Farbabstimmungen.

AEG-HAUSGERÄTE sind Erzeugnisse von höchster Präzision und fast unbegrenzter Lebensdauer – dank bester Werkstoffe und Verarbeitung.

AEG-HAUSGERÄTE sind Erzeugnisse eines Weltunternehmens. Mehr über alle AEG-Hausgeräte erfahren Sie, wenn Sie den nebenstehenden Coupon an die AEG in Nürnberg senden.

*... und vergessen Sie nicht: alle AEG-Hausgeräte werden von dem erfahrenen Kundendienst einer Weltfirma betreut!

AEG

das Zeichen – dem die Welt vertraut!

AEG-Hausgeräte-Fabrik, Nürnberg, Abt. V 12, 8 Postfach 18
Senden Sie mir bitte unverbindlich Prospekte von:
O AEG-Vollautomaten LAVAMAT O AEG-Heißwassergeräte
O AEG-Küchenkombinationen O AEG-Kühlschränke
O AEG-Elektroherde O AEG-Geschirrspülmaschin
(Gewünschtes bitte ankreuzen)
Name ....
( ) Ort ....
Straße ....
Bitte ausschneiden und auf eine Postkarte aufkleben.

V12 8

Nur die Nacht war Zeuge

Daniel Gray schrieb die Geschichte eines gefährlichen Wiedersehens


Mélusine durchsuchte sorgfältig meine Jacke. Fand Briefe und Papiere. Dann sah ich, daß sie meinen Reisepaß in der Hand hielt. Sie öffnete ihn, blätterte darin ... Zeichnung Grazioli

Nach drei Jahren der Trennung besucht der französische Ingenieur Gauthier Malgorn in Kolumbien seine ehemalige Freundin Mélusine, die jetzt mit einem reichen Hazienda-Besitzer namens Santiago de Heredia y Guzman verheiratet ist. Doch schon bei seinem Eintreten in das düster-prunkvolle Haus, das mitten in der tropischen Einsamkeit liegt, macht Gauthier eine unheimliche Entdeckung: im Innenhof liegt ein toter junger Mann, offensichtlich ermordet. Mélusine empfängt den Freund und fleht ihn an, ihr zu helfen, die Leiche zu beseitigen. Ihr Mann sei nicht da und dürfe auf keinen Fall etwas davon erfahren. Heman, der Tote, habe ihretwegen Selbstmord begangen. Obwohl er von vornherein an der Wahrheit dieser Erklärungen zweifelt, gibt Gauthier noch und fährt zusammen mit Mélusine auf eine abgelegene Bergstraße, wo sie den Toten verschwinden lassen. Nach der Rückkehr in die Hazienda bringt Mélusine ihren Gast auf sein Zimmer. Von der Wand blickt das Porträt einer jungen Frau mit traurigen Augen. „Das ist Santiagos erste Frau", erklärt Mélusine. „Sie ist tot."

Sie ging. Ich ließ das Badewasser laufen.

Kaum zehn Minuten waren vergangen, als es an meine Tür klopfte. Eine Indianerin kam herein, barfuß, die schwarzen Haare zu einem öligen Zopf geflochten, eine baumwollene Ruana auf den Schultern. Sie brachte mir meinen Koffer. Ihr Gesicht war zerfurcht und mager wie totes Holz.

„Sie sind Araminta?" fragte ich.

„Si, Señor." Sie hielt mir den Anzug aus weißem Sharkskin hin, den sie über dem Arm trug. „Das schickt Ihnen Señora Mélusine."

Ich nahm den Anzug. Die Dienerin ging durch das Zimmer ins Bad. Ich hatte wohl die Größe der Badewanne überschätzt; denn als Araminta zurückkam, bemerkte sie, während sie sich die Hände an ihrem Rock abtrocknete:

„Es war Zeit. Das Bad ist fertig."

Vor meinen Augen leerte sie die Taschen meines Anzugs. Die Blutflecken auf dem Stoff registrierte sie, ohne mit der Wimper zu zucken. Dann ging sie und nahm meinen Rock mit.

Das kühle Wasser entspannte mich. Ich stieg aus der Wanne, trocknete mich ab und zog frische Wäsche an.

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 22)


DIE
CIGARETTE,
DIE UNS
FREUDE
MACHT
MURATTI
PRIVAT
MURATTI
CIGARETTEN
MURATTI
PRIVAT
MURATTI PRIVAT
Format
›SL‹
FILTER TIPPED
20 Stück DM 1,75

Das aktuelle Thema:

Vermögensbildung durch

In den letzten 12 Jahren, in denen wir es zu wirtschaftlicher Blüte und damit zu allgemeinem Wohlstand gebracht haben, konnte fast jeder Bundesbürger wieder beachtliche Ersparnisse ansammeln.

Alles in allem hat die Ersparnisbildung in der Bundesrepublik bis Ende 1961 die beachtliche Höhe von 150 Milliarden DM erreicht. Davon sind 61,8 Milliarden DM in Wertpapieren angelegt.

Diese Zahl dürfte die Frage „Lohnt sich das Wertpapiersparen?" bejahen. Doch untersuchen wir das Problem noch genauer.

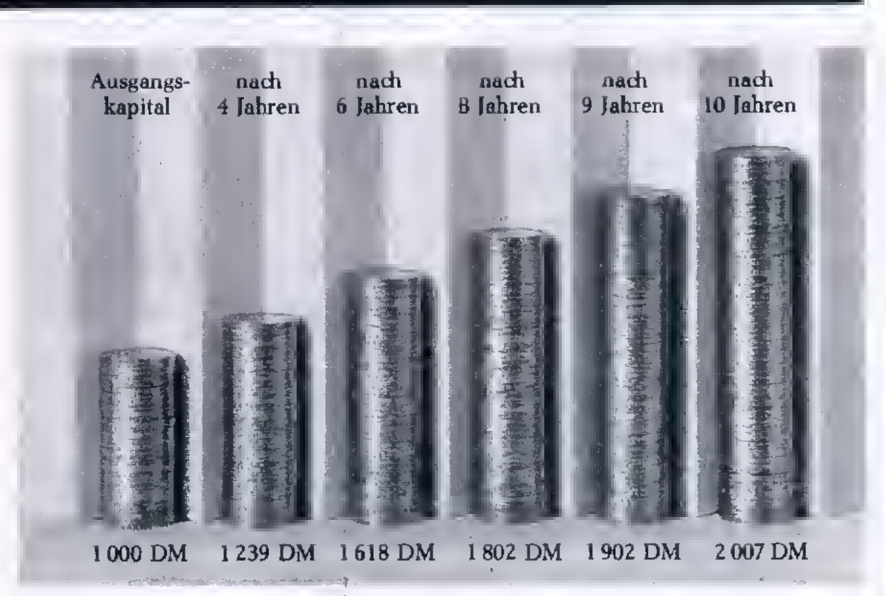
Um welche Wertpapiere handelt es sich vor allem? Die Statistik weist aus, daß mit 49 Milliarden DM die festverzinslichen Wertpapiere, insbesondere Pfandbriefe und Kommunalobligationen, den Löwenanteil am Wertpapierabsatz bestreiten. Warum ist das so? Und wer sind die Wertpapierkäufer?

Den größten Teil der abgesetzten Wertpapiere haben Sparkassen, Banken und Versicherungsgesellschaften erworben, die bestimmt keine schlechten Rechner sind. Dem vertrauenswürdigen Vorbild folgend, legen auch immer mehr private Sparer ihr Geld in Pfandbriefen und Kommunalobligationen an.

Nur finanzkräftige Manager? Das wäre eine irrige Meinung. Allein 1961 wurden Pfandbriefe und Kommunalobligationen im Wert von über 1 Milliarde DM von privaten Sparern aller Schichten gekauft. Und aus welchen Motiven? – Bei verschiedenen Pfandbriefsparern, die ermittelt wurden, war das Sparmotiv z. B. beim kaufmännischen Angestellten (1) der hohe Zinsgewinn. Den Pfandbriefkauf des Facharbeiters (3) hatte die jederzeitige Verfügbarkeit des angelegten Geldes mitbestimmt, während die Sekretärin (2) als ihre Haupttriebfeder die große Sicherheit angab.

1 2 3

Wertpapiersparen



Mit Geld wird Geld verdient. Ein Zitat sagt: Zum Sparen braucht man kein Vermögen; aber durch Sparen kann sich jeder ein Vermögen bilden. Das trifft, aufs Wertpapiersparen bezogen, genau ins Schwarze. So ist der Kauf von Pfandbriefen und Kommunalobligationen schon mit 100,- DM möglich. Und hohe Zinsen sorgen dafür, daß beispielsweise aus 1.000 DM in 13 Jahren 2.000 DM werden. Diese Verdoppelung tritt bei Ausnutzung der Sparprämie sogar schon in 10 Jahren ein. Andererseits: Wer jeden zweiten Monat 100 DM anlegt und dabei ebenfalls die Sparprämie nutzt, hat in 15 ½ Jahren 9.300 DM gespart und, ohne den Finger zu rühren, noch 5.770 DM dazu verdient.



Sparen hilft bauen. Von jedem Zehnmarkschein, der seit 1948 bei uns investiert wurde, stammt mehr als eine halbe Mark, insgesamt 30 Mrd. DM, aus Verkäufen von Pfandbriefen und Kommunalobligationen. Der größte Teil der Gelder floß dem Bau von Wohnhäusern, der Errichtung von Schulen, Gas- und Elektrizitätswerken zu. Das bedeutet für den Sparer: er hat für jede in diesen Wertpapieren angelegte Mark ein sicheres „Pfand".



„Wie werde ich Pfandbriefsparer?" – Über den Weg zu einer Sparkasse oder Bank! Und wer komplizierte Formalitäten befürchtet: Der Wertpapierkauf ist ganz einfach. Außerdem nimmt das Geldinstitut dem Sparer auf Wunsch alle weitere Arbeit ab, wie das Aufbewahren der Wertpapiere, das Überwachen der Zinstermine und das Anlegen der Erträge in neuen Pfandbriefen oder Kommunalobligationen.



Wenn Sie in Pfandbriefen oder Kommunalobligationen sparen, wissen Sie mit Sicherheit: **Ihr Geld wird Geld verdienen!** Sie bekommen diese festverzinslichen Wertpapiere schon ab 100,- DM. Damit schaffen Sie sich ein Vermögen, das Ihnen schöne zusätzliche Einnahmen bringt und Ihre Zukunft sichert. Gehen Sie doch einmal zu einer Bank oder Sparkasse. Sie wissen doch: Sparst Du was - hast Du was. Hast Du was - bist du was!

GUTSCHEIN

Gegen Einsendung dieses Gutscheins erhalten Sie kostenlos beratende Broschüren vom Gemeinschaftsdienst der Boden- und Kommunalkreditinstitute, Köln, Kaiser-Wilhelm-Ring 29. Abt. G



Verbriefte Sicherheit

Name: ______________________

Adresse: ______________________

Nur die Nacht war Zeuge

Fortsetzung von Seite 18

Der Rock aus Sharkskin war mir etwas zu kurz und zu weit. Ich dachte ohne Sympathie an seinen Besitzer, den Mann von Mélusine und der toten Cecilia Beatriz Morales de Heredia y Guzman. Die Augen der jungen Frau auf dem Bild verfolgten mich mit ihrem angstvollen Blick. Ich mußte wieder an Hernan de Agulo Serrano denken. Wenn er nicht in seinem Wagen verbrannt war, hatten sich sicherlich schon die Geier über ihn hergemacht.

Ich schloß die Flügel der Fenstertür hinter mir, um das Bild zu verscheuchen, und trat auf die Galerie hinaus. Fledermäuse huschten an mir vorbei. Das Plätschern des Brunnens im Patio übertönte die Schreie der Nachtvögel.

Von irgendwo aus dem Schatten trat Araminta auf mich zu.

„Die Señora ist unten, Euer Gnaden."

„Unten?"

„Das Eßzimmer geht auf den Patio hinaus."

Ich stieg die schöne Holztreppe und die drei einzelnen Stufen hinunter. Unter den hölzernen Arkaden, die die Galerie trugen, befanden sich die Türen zu den Empfangsräumen. Drei brennende Lampen zogen Schwärme von Insekten an.

„Ich habe auf dich gewartet", sagte Mélusine. Sie stand am Rande des Poinsettiagesträuchs, unter dem Hernan gelegen hatte. Die Ordnung war inzwischen restlos wiederhergestellt worden, die Spuren des Verbrechens verschwunden. Aber im Geist sah ich immer noch die Leiche zu meinen Füßen, fühlte mein ungläubiges Entsetzen, als ich darüber stolperte. Hatte ich mehr Phantasie als Mélusine, oder war ich nur empfindlicher?

Ihr Blick schien durch mich hindurch einen anderen, Abwesenden zu suchen.

„Du hast auf mich gewartet?" fragte ich.

Sie hatte sich umgezogen. Ich erinnerte mich, daß sie keinen Schmutzfleck an sich ertragen konnte. Ich mußte an Lady Macbeth bei Shakespeare denken, die versucht, ihre Hände von den Spuren des Verbrechens zu reinigen: *„Meine Hände, meine kleinen Hände! Alle Wohlgerüche Arabiens werden diese kleinen Hände nicht wohlriechend machen..."*

„Noch nie habe ich dich so finster gesehen, Gauthier! Woran denkst du?"

„An Lady Macbeth", sagte ich rücksichtslos.

Sie lachte ein wenig. „Beim Anblick meiner Hände?"

„Genau", sagte ich.

Sie zeigte keine Erschütterung. „Ich habe keinen Mord begangen. Ich bin nicht schuldig. Wer soll mir noch vertrauen, wenn nicht einmal du es tust?"

Wie schön sie war... Umsonst kämpfte ich gegen den quälenden, in dieser Situation völlig hirnverbrannten und gefährlichen Zwang an, sie zu lieben. Ein Blick von ihr, ein kleines trauriges Lächeln genügte, um mich alles andere vergessen zu lassen. Für sie würde ich meine Seele verkaufen, schoß es mir durch den Kopf. Oder hatte ich es längst schon getan...?

„Du traust mir allerhand zu, nicht wahr?" sagte Mélusine mit bitterem Unterton.

Ich sah sie an. Meine heimliche Zärtlichkeit schlug in verzweifelte Wut um.

„Wunderst du dich darüber?" fragte ich. „Ich habe dich geliebt, Mélusine. Ich habe dir meine Träume und meine Hoffnungen anvertraut. Du hast mir unzweideutig zu verstehen gegeben, daß du meine Gefühle erwidertest, daß du mit allem einverstanden warst. Und dann kam ich eines Tages von einer beruflichen Reise zurück und fand nichts mehr vor als die Trümmer meines Glücks. Du hießest schon Señora Mélusine de Heredia y Guzman... ich wurde nicht mal einer Erklärung für würdig befunden."

„Du hast recht, wenn du mich verurteilst", sagte sie leise. Ihre Gedanken waren nicht bei mir, sondern irgendwo, wohin ich ihr nicht folgen konnte. Sie wandte sich um und machte eine kühle, höfliche Geste zur Tür hin. „Es ist spät. Du mußt hungrig sein. Komm jetzt essen."

Sie führte mich in einen großen, düsteren und spärlich erleuchteten Saal. Ich bewunderte die erlesen schönen Silberschmiedearbeiten, die das Buffet und den Eßtisch zierten.

„Kolumbien", sagte sie, „war ursprünglich das Land der Chibchas-Indianer, der präkolumbianischen Meister der Gold- und Silberschmiedekunst. Wenn wir hier auch nicht immer besonders gut essen, so wenigstens von Silbergeschirr."

Das Menu war einfach. Eine Kartoffelsuppe, in der Hühnerfleischstücke schwammen, und ein Salat aus Avogados.

„Du ißt so wenig", bemerkte Mélusine. „Wir haben leider keinen Wein in Kolumbien. Ob man ihn aus Frankreich oder aus Chile einführt – der Transport bekommt ihm allemal schlecht. Ich hätte daran denken sollen, dir einen Whisky anzubieten." Sie wandte sich zu Araminta um und gab ihr einen Befehl. Die Dienerin verschwand lautlos und kam mit einem Tablett zurück, auf dem zwei Gläser, Eis, Mineralwasser und eine Flasche Scotch standen.

Ich fühlte einen Stich im Nacken. Zu spät. Man kann sich gegen die Jejenes nicht wehren. Wie Vampire betäuben diese winzigen Moskitos die Stelle, bevor sie zustechen.

„Dein frisch aus Europa importiertes Blut ist noch besonders gehaltvoll", sagte Mélusine. „Wenn du erst länger hier bist, werden die tropischen Insekten dich weniger belästigen."

„Dazu wird es kaum kommen", erwiderte ich. „Es tut mir übrigens leid, daß ich deinen Mann nicht kennengelernt habe. Ist er schon lange fort?"

„Seit heute morgen."

Ich zog an den Ärmeln der weißen Jacke. „Wie ist er? Kleiner als ich, nehme ich an?"

Sie lächelte schwach. „Er ähnelt dir sogar etwas."

„Vielen Dank", sagte ich und ärgerte mich im selben Moment über meine kindische Reaktion. Sie ging nicht darauf ein.

„Wann mußt du nach Peru reisen, Gauthier?" fragte sie sachlich.

„Nächsten Dienstag. Mein Platz in der Maschine von Bogota nach Lima ist schon reserviert."

„Hast du schon dein Visum?"

„Natürlich." Wozu diese Fragen ohne Interesse, dachte ich.

Sie hielt sich sehr gerade. Ihr Arm lag auf der Sessellehne, die Hand hing locker herunter. So, wie sie da vor mir saß, strahlte sie einen ähnlichen Glanz aus wie die Gold- und Silberschmiedearbeiten auf dem Tisch, in denen sich das Licht spiegelte. Sie war wie ein Wesen, das niemand gehörte, weiß, unwirklich – eine Fee. Durchsichtig und undurchsichtig zugleich.

„Noch einen Whisky, Gauthier?"

„Ja, bitte." Ich hatte Durst und fühlte mich fiebrig.

„Du wirst so rot im Gesicht", sagte Mélusine. „Du zitterst. Hast du etwa einen Fieberanfall?"

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Träumte ich ihre Gegenwart nur? Vielleicht waren die bizarren Ereignisse dieses Abends nichts weiter als Fieberphantasien...

„Ich habe einen ersten Anfall von Sumpffieber in Indonesien gehabt", hörte ich mich sagen. Meine eigene Stimme klang wie durch Watte. „Das war vor zwei Jahren."

„Wie immer auf der Suche nach Erdöl? Ich habe erfahren, daß du ein sehr begehrter Ingenieur für diese Gesellschaften geworden bist."

Ich fühlte mich außerstande, zusammenhängend zu antworten. Mein Kopf schmerzte auf einmal zum Zerspringen. War mir eben noch heiß gewesen, so fröstelte ich jetzt, daß meine Zähne aufeinanderschlugen. „Bitte entschuldige mich, Mélusine", murmelte ich undeutlich. „Ich muß ins Bett."

Ich stützte die Hände auf den Tisch, um mich zu erheben. In diesem Augenblick läutete draußen das Telefon. Ich fragte etwas einfältig: „Ihr habt Telefon? Hier? Auf dieser einsamen Hazienda?"

„Santiago hat die Leitung auf seine Kosten legen lassen."

Auf der Schwelle erschien Araminta. „Die Señora Maria del Socorro ist am Apparat, Señora."

In manchen Augenblicken lähmte das Fieber meine Aufnahmefähigkeit, in andern schärfte es sie auf unerwartete Weise. Ich merkte deutlich, daß Mélusine zögerte. Ihr Gesicht verhärtete sich. In ihren grauen Augen fand ich plötzlich den gehetzten Ausdruck, den auch Santiagos erste Frau auf dem Porträt zeigte.

„Entschuldige mich einen Augenblick, Gauthier."

Sobald sie den Speisesaal verlassen hatte, setzte ich mich wieder. Das Fieber stieg. Ich fühlte mich hundeelend. Vor meinen Augen flimmerte alles. Als ich das Glas ergriff, zitterte meine Hand so, daß ich es wieder hinstellen mußte. Ich saß da und wartete wie ein Verdurstender auf Mélusines Schritte.

Plötzlich stand sie vor mir. „Meine Schwiegermutter hat angerufen. Sie kommt morgen nach *La Linda Mora.*"

Minuten vergingen, bevor ich antworten konnte:

„In Abwesenheit ihres Sohnes?"

„Das Gut gehört ihr. Wir sind nur Gäste unter ihrem Dach. Wenn es ihr gefällt, ihr großes Vermögen ihren Enkelkindern zu vermachen, Santiagos Kindern aus erster Ehe, dann sind wir arm wie die Kirchenmäuse. Und das in einem Land, in dem es besonders schlecht ist, arm zu sein. Das ist die sogenannte gute Partie, Gauthier, von der du sprachst."

Sie war neben mir stehengeblieben. Es gelang mir, aufzustehen. „Kanntest du diese Verhältnisse, als du ihn heiratetest?" fragte ich.

Ihre Mundwinkel verzogen sich verächtlich. „Ich habe ihm keine Fragen gestellt. Und schon gar nicht solche Fragen."

Blaß und zornig fuhr sie fort:

„Du wirfst mir meine Heirat vor. Du klagst mich an, dich betrogen zu haben. Deine Pläne und die Wünsche meines Vaters waren mir durchaus nicht unbekannt, das stimmt. Hätte ich Santiago nicht getroffen, so würde ich dich vielleicht wirklich geheiratet haben. Aber ich habe ihn getroffen, und ich fühlte mich frei. – Mein Gott, warum bist du nur hierher gekommen? Warum hast du alles wieder aufgerührt? Warum läßt du mich nicht in Ruhe, Gauthier?“

„Bevor die Leiche aus dem Hof verschwunden war, hast du anders geredet“, erwiderte ich sarkastisch. „Da glaubtest du sogar an die Vorsehung, die mich zu dir geschickt hätte . . .“

Ihre kühlen Hände ergriffen die meinen. „Du bist krank, mein Lieber. Du fieberst. Komm, ich bringe dich auf dein Zimmer.“ Es klang ehrlich besorgt.

Wieder betrat ich das monströs eingerichtete Zimmer, das Cecilia Beatriz bewohnt hatte. Ich mußte alle Kraft aufbieten, um nicht wie ein Betrunkener zu schwanken. Stärker als die Krankheit war noch die dumpfe, wilde Verzweiflung.

*

Die Stunden verrannen, eine nach der andern. Ich zählte sie nicht. Ich wälzte mich stöhnend unter meinem Moskitonetz, rang nach Luft, suchte nach Kühle. Ich warf die Decken ab, wenn mich unerträgliche Hitze quälte, und zog sie fröstelnd wieder bis zum Hals. Ich glaubte zu ersticken. Ich war in Schweiß gebadet. Ich schrie „Mélusine! Mélusine!“ und konnte mich nicht daran hindern.

Ein Schatten beugte sich über mich.

„Si, Señor?“

Araminta.

Geduldig versuchte sie, mir einen Löffel mit übelschmeckender Arznei zwischen die Zähne zu schieben. Ich stieß den Löffel weg.

„Es muß sein, Señor. Es wird Ihnen gut tun. Das drückt das Fieber. Sie werden ruhig schlafen, Euer Gnaden.“

Wo war Mélusine? Mit dem letzten Rest von Selbstbeherrschung rief ich mir ins Gedächtnis zurück, daß sie verheiratet war und an keinen Platz der Welt weniger hingehörte als an mein Bett hier oben.

Zu schwach zum Widerstand, fügte ich mich schließlich Aramintas Bitten. Kolumbien ist das Land der Heilpflanzen. Wenn diese alte Indianerin mir solch ein Zeug eintrichterte, dann wußte sie wohl, warum. Ich schluckte brav und schlief wirklich bald darauf ein.

Irgendwann öffnete ich die Augen. Ein Lichtstrahl aus der halboffenen Badezimmertür erhellte das Zimmer mit den scheußlichen Möbeln. Ich bewegte mich vorsichtig. Matratze, Laken und Kissen waren klatschnaß geschwitzt. Ich suchte nach einer trockenen, kühlen Stelle. Das Moskitonetz war an mehreren Stellen losgegangen, und die Jejenes hatten mich jämmerlich zerstochen. Ich kratzte mich verzweifelt und verwünschte meine Idee, hierher gekommen zu sein. Recht geschah mir!

Nur die Nacht war Zeuge

Plötzlich hörte ich im Zimmer ein Geräusch. Ich öffnete halb die Augen und sah eine Gestalt, die sich fast lautlos durch das Zimmer bewegte.

Mélusine.

Der Lichtstrahl aus der Badezimmertür fiel auf ihr blondes Haar und ließ es aufleuchten. In lauernder Haltung blieb sie, ein Stück von meinem Bett entfernt, stehen. Sie schien auf meine Atemzüge zu lauschen. Dann glitt sie zwischen Sofa und Schemeln zu dem Stuhl, auf dem meine abgelegten Kleidungsstücke hingen.

Überrascht beobachtete ich sie. Sie schien es nicht zu merken. Mit hastigen, aber sehr geschickten Bewegungen nahm sie die Hose aus weißem Sharkskin, die ihrem Mann gehörte, und durchwühlte die Taschen. Offenbar unbefriedigt von dieser Suche, warf sie die Hose hin und griff nach der Jacke. Sie durchsuchte sie sorgfältig und fand zuerst Briefe und Papiere, die sie ans Licht hielt und dann wieder an ihren Platz zurücksteckte.

Ich hörte sie seufzen. Sie näherte sich dem Lichtstrahl aus der Badezimmertür. Dann sah ich, daß sie meinen Reisepaß in der Hand hielt. Sie öffnete ihn, blätterte darin, glitt dann leise ins Badezimmer und schloß die Tür.

Ich wollte aufspringen und sie zurückhalten, aber ich brachte vor Schwäche nicht einmal meinen Oberkörper hoch. Ohne Papiere war ich ihr auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Ich konnte weder die Hazienda, noch Cali, noch Kolumbien verlassen. War das Mélusines Absicht? Mich in *La Linda Mora* gefangen zu halten? Ich konnte nicht lange darüber nachgrübeln; die Erschöpfung versenkte mich bald wieder in tiefen Schlaf.

*

Das Bellen eines Hundes weckte mich erneut.

Ich richtete mich mühsam auf. Die Nacht war still. Durch die halboffene Fenstertür kam ein leichter Luftzug. Ich knipste die Lampe am Kopfende des Bettes an und sah auf die Uhr: Es war fünf. Bis zum Tagesanbruch blieb noch einige Zeit. Ich fühlte mich immer noch zerschlagen, aber bedeutend kräftiger und besser als vorhin. Das erste mächtige Gefühl, das ich verspürte, war Durst. Durst zum Wahnsinnigwerden. Aller Schnee auf den Gipfeln hätte nicht ausgereicht, um diesen Durst zu löschen.

Zitternd vor Fieber, warf ich das Moskitonetz zurück, erhob mich und zog einen baumwollenen Schlafrock über. Die Erinnerungen überfielen mich: ich sah wieder den Wagen mit Hernans Leiche die steile Böschung hinunterpoltern, hörte das verworrene Geständnis Mélusines, erinnerte mich ihres sonderbaren nächtlichen Eindringens.

Schwankend näherte ich mich der Fenstertür. Ich öffnete sie und atmete gierig die etwas kühlere Nachtluft ein. Mit bloßen Füßen trat ich auf die Galerie hinaus und beugte mich übers Geländer.

Unten plätscherte der Brunnen. Zur Rechten, am Ende des Terrassengartens, brannte Licht über einem offenen Tor. Ein Mann und eine Frau standen in inniger Umarmung unter der Lampe. Der Mann trug Stiefel und dunkle Kleidung; in der Hand hielt er einen breitrandigen Hut. Ich war zu weit entfernt, um die Gesichter zu unterscheiden, aber ich erkannte Mélusine sofort.

Sie küßte und umarmte den Mann mit einer wilden, schwermütigen Leidenschaft, die ich an ihr nicht kannte, auch nicht von damals her. Ich hatte sie noch nie so gesehen. Der Anblick machte mich noch schwächer und schwindliger, als ich es sowieso schon war.

Eins war mir von dieser Sekunde an klar: Ich hatte keinen Grund, mir in bezug auf Mélusine noch irgendwelche Hoffnungen zu machen. Egal, wer dieser Mann mit Stifelhosen und Sombrero war – sie gehörte ihm mit aller Leidenschaft und Hingebung, deren eine Frau überhaupt fähig ist. Kurz und nebelhaft flackerte der Wunsch in mir auf, hinunterzugehen und den Kerl niederzuschlagen – aber dann war auch das vorbei. Zurück blieb eine gähnende, fiebrige Leere.

Ich glaube, in dieser Stunde machte ich den ersten ernsthaften Versuch, meine Liebe zu Mélusine endgültig zu vergessen. Aber während ich alle meine Gedanken zusammennahm und den festen Entschluß faßte, morgen für immer von hier zu verschwinden und nie mehr zurückzukehren, stand ich weiter auf dem Balkon, hielt weiter die zittrigen Hände ums Geländer geklammert und starrte weiter wie hypnotisiert auf das Paar unten im Patio. Das Bild der rettungslosen Versunkenheit blieb.

Für diese beiden gab es keine andere Trennung als den Tod.

Ich gab mir einen Ruck und wollte zurück in mein Zimmer. Aber ich kam nicht mehr dazu.

Ein dumpfer und harter Schmerz zuckte durch meinen Hinterkopf. Würgende Übelkeit stieg mir in die Kehle. Ich wollte mich festhalten, aber meine Hände waren kraftloser als zwei nasse Lappen, die vom Geländer hinunterrutschten.

Ich stürzte in tiefe, grenzenlose, schweigende Finsternis...

*

Wieder lag ich in einem Zustand zwischen unruhigem Hindämmern und tiefer Bewußtlosigkeit. Zuweilen schüttelte mich das Fieber, und ich versuchte die Decken abzuwerfen oder das Moskitonetz, das mich bedrückte, zu zerreißen. Irgendwelche Hände bemühten sich, mich zurückzuhalten. Ich schrie irgendwelche Worte, Sätze, Namen...

Mein Bein schien Zentner zu wiegen. Irgendetwas zwängte meinen Arm ein. Erschöpft sank ich wieder in die Kissen zurück.

Es war Tag, als ich zum erstenmal richtig wach wurde. Eine Frauengestalt stand über mein Bett gebeugt. Das Netz war zurückgeschlagen. Ich streckte die Hände aus – mit einer seltsamen Mischung von Sehnsucht und Abwehr, um Mélusine zu umarmen; dann erkannte ich Araminta.

Es war wirklich Mélusine. „Gauthier, ich bin es..."

„Mélusine..." Ich bekam kaum die Lippen auseinander.

„Du warst lange im Fieberdelirium und hast niemanden erkannt. Armer Gauthier, es ist dir sehr schlecht gegangen." Sie lächelte belustigt. Sie war hell und kalt wie das Meer, und ebenso wie das Meer über jedes Gesetz erhaben.

„Seit wann war ich krank?"

„Noch nicht achtundvierzig Stunden."

Die Fenstertür stand weit offen; die Galerie lag im hellen Sonnenlicht. Es war heiß. Ich wagte die Decke nicht abzuwerfen. Mélusines Gegenwart verwirrte mich. Ich fühlte mich noch benommen und konnte den rechten Arm nicht bewegen. Mein linkes Bein kam mir merkwürdig heiß vor.

Ich fragte: „Ist es Morgen oder Abend?"

„Morgen. Noch nicht ganz elf Uhr."

Ich fuhr mir mit der Zunge über die rissigen Lippen und hob vorsichtig die Decke etwas an. Nur mein linker Arm steckte im Ärmel des Schlafanzugs. Der rechte war mit einem Gipsverband versehen, ebenso mein linkes Bein.

„Was ist passiert?" fragte ich ratlos.

„Vorgestern nacht bist du in einem Fieberanfall aufgestanden und über das Geländer der Galerie in den Patio hinuntergefallen. Es muß ein Schwindelsanfall oder eine Ohnmacht gewesen sein. Man fand dich unten im Patio. Ein Glück, daß du nicht mit dem Kopf aufgefallen bist. Die Pflanzen haben den Sturz gemildert. Du hättest ebensogut tot sein können."

„Wo Leichen im Hof bei euch ja nicht gerade selten sind", versuchte ich zu kontern. „War ein Arzt da?"

„Selbstverständlich war der Arzt da. Er hat einen Armbruch und einen doppelten Beinbruch festgestellt. Weißt du denn wirklich von nichts?"

„Von gar nichts."

Ein freudloses Lächeln erschien auf ihren Lippen. Vielleicht kam ihr meine Gedächtnisschwäche sehr gelegen. Freu dich nicht zu früh, dachte ich mit merkwürdiger Verbitterung. Aber ich sagte nichts, sondern blieb auf der Hut. Bekümmert erkannte ich, daß mein Vertrauen zu Mélusine restlos geschwunden war. Ihr schönes, kühles Antlitz zog mich genauso an wie früher; aber ich erkannte dahinter immer deutlicher ihr wahres Gesicht.

„Ist heute Montag?" erkundigte ich mich. „Oder Mittwoch? Ich habe jedes Gefühl für die Zeit verloren."

„Montag."

„Ich hätte vorgestern in Medellin und heute in Bogota sein sollen. Am Sonnabend muß ich nach Paris fliegen."

„Davon kann keine Rede sein. Mit den Gipsverbänden kannst du nicht einmal das Zimmer verlassen, geschweige denn nach Frankreich reisen."

„Tu mir wenigstens den Gefallen, meine Firma zu verständigen."

„Setz das Telegramm auf. Ich werde es nach Cali bringen lassen. Willst du Papier und deinen Füllfederhalter?"

Meine rechte Hand war durch den Gipsverband behindert. Das Schreiben mit der Linken fiel mir schwer. Mélusine schlug vor: „Diktier mir den Text."

Ich diktierte das Telegramm, in dem ich meiner Gesellschaft mitteilte, daß ich durch einen Unfall in Kolumbien aufgehalten würde. Ich bat, auch meinen Vater zu verständigen.

Unfall.

Das Wort klang wenig überzeugend. Der Fieberanfall hatte in Wirklichkeit mein Gedächtnis keineswegs getrübt. Ich sah mich vor Sonnenaufgang mit bloßen Füßen auf der Galerie stehen, um Luft zu schöpfen. Ich hatte mich aus Schwäche am Geländer festgehalten, aber durchaus keinen Schwindelanfall erlitten. Wenn ich gefallen war, so deshalb, weil man mich von hinten niedergeschlagen hatte.

(Fortsetzung folgt)

Willi Mertens:

Dein Auto · Dein Geld · Dein Leben

Weh dem, der säuft!

Der Caltex-Performance-Test und die Fahrpraxis im Alltag

Wir scheuen uns nicht, unserem Auto für -zig Mark Zubehör zu verpassen. Eine gründliche Politur kostet schon bis zu vierzig Mark. Ein Liter Superbenzin macht noch nicht ganz siebzig Pfennig – und doch sind wir schlagartig das ganze Auto leid, wenn es diesen einen Liter zuviel braucht.

An manchem Stammtisch gibt es jeden Samstag private (und mündliche) Sparsamkeitsteste: „Meiner, also das schwöre ich, braucht auf der Autobahn nie mehr als sechskommadrei Liter, und ich fahre wahrhaftig nicht langsam..." – „Na, ganz nett vielleicht. Aber seit ich die neue Düse drin habe, komme ich selbst in der Stadt nicht höher als..." – „Tu doch nicht so. Dein Modell ist ja bekannt für viel Spritsaufen!" – „Was? Daß ich nicht lache! Aber deiner, der..."

Der Wirt bringt indessen Runde um Runde, und niemand mißt nach, wieviel halbe Liter er braucht, um richtig in Fahrt zu kommen. Ein halber Liter Edelpils mit 'nem Korn dazu kostet ja schon mehr als ein Liter Benzolgemisch mit Obenöl. Aber wer redet denn vom Geld? Geringer Benzinverbrauch ist nicht so sehr eine wirtschaftliche als vielmehr eine technische, fahrerische, ja sportliche Angelegenheit. Oder soll man sogar Anliegen sagen?

Selbst die Rennfahrer . . .

Ich freue mich auch über jeden halben Liter Kraftstoff, den mein Auto weniger vernascht. Denn das sparsamste Fahren ist zugleich das gesündeste, eleganteste, motorschonendste. Ich habe das kürzlich wieder einmal haargenau bewiesen bekommen: auf einer regelmäßigen, etwa 250 Kilometer langen Dienstfahrt, die ich sonst wegen der Termine immer mit allem gerade noch zulässigen Dampf hinter mich bringe, war das letztemal Glatteis. Nun ist Winterwetter allgemein nicht gerade benzinsparend. Aber da die Fahrt zu etwa 50% über Hubbelpflaster, Haarnadelkurven und Schlängelchausseen führt, war ich gezwungen, möglichst wenig zu bremsen, mit zartester Hand zu lenken und mir dem kleinen Zeh zu beschleunigen. Dabei sparte ich, trotz manchmal durchbrutschenden Rädern und anderen winterlichen Tükken, beinahe zwei Liter pro 100 Kilometer ein!

Aber ich mache mir und Ihnen gar keine Illusionen: Der Mann, der in dieser Woche am Nürburgring in „meinen" Wagentyp klettert, wird, wenn er am dritten Tag in Kopenhagen aussteigt, noch viel sparsamer gewesen sein – und dabei natürlich unvergleichbar flotter!

Nein, das ist kein Trickbetrug. Die Autos, die alljährlich den Caltex-Performance-Test fahren, gehen genauso an den Start, wie das Werk sie schuf. Sie stimmen mit ihrem serienmäßigen Mobil bis auf das letzte Reifen-atü, Vergaserschräubchen und Kontaktfederchen überein. Strenge Prüfer wachen darüber, und sie träufeln auch (mit Hilfe haargenauer Meßgeräte) ganz zivilen, handelsüblichen Supersprit in die Tanks. Drei Mann Besatzung kommen in jedes Fahrzeug; was die eine Mannschaft zuviel an Lebendgewicht mitbringt, wird der anderen in Form von genau abgewogenen Sandsäcken hinzugegeben – damit jeder Wagen dieselbe Last zu schleppen hat.

Nur die Fahrer sind nicht serienmäßig. Sie müssen eine FIA-Lizenz besitzen, was bedeutet, daß sie irgendwie schon motorsportliche Lorbeeren geerntet haben. Sie fahren auch danach, und deshalb dürfen wir (ich habe ebensowenig die Rennpisten frequentiert wie Sie) uns getrost schon für gute Autler halten, wenn wir unter gleichen Bedingungen einen oder zwei Liter mehr durch den Vergaser pumpen als diese Lenkrad-Athleten.

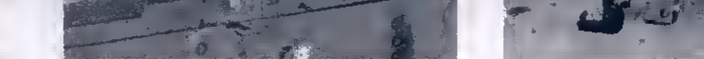
Der Knauser-Test wird übrigens vom Königlich Dänischen Automobil-Klub veranstaltet, von anderen europäischen Klubs unterstützt und von einer großen Mineralölfirma einheitlich mit Sprit ernährt. Ich drücke mich um den offiziellen Namen so oft wie möglich herum, damit mir keiner Reklamemacherei nachsagen kann. Allerdings: Reklame macht eigentlich weniger die Spritfabrik als nachher die Firma, die das siegreiche Auto gebaut hat. Einmal stellten sich sogar mehrere Firmen gleichzeitig der ergriffenen Kundschaft als preisgekrönte Knauser vor. Es gab Stunk und Diskussionen, kein Wunder. Beim Grand Prix geht es um Schnelligkeit, und die sieht man eindeutig an der Stoppuhr und am Zielband, wenn der Erste triumphal hindurchrauscht. Schnelligkeit ist meßbar, Sparsamkeit kaum. Ein Mercedes 220 SE, der auf 100 Kilometer neun Liter braucht, ist für seine Verhältnisse sparsamer als ein Goggomobil, das sieben Liter benötigt. Natürlich ist das Bewertungssystem entsprechend eingerichtet, aber je komplizierter das System, desto kritteliger werden manchmal die knappen Verlierer. Ansonsten herrscht hochoktaniger Sportgeist in allen Etappen.

Uns Normalfahrer freilich interessiert im Grunde an diesem Wettbewerb etwas ganz anderes. Er demonstriert uns, mit wie wenig Kraftstoff man selbst voluminöse Vehikel über die Kilometer bringen kann, wenn man's kann. Er beweist, wieviel wirklich gekonntes und mit Köpfchen betriebenes Lenkradkurbeln, Gasgeben, Schalten und Bremsen ausmacht, wenn man Tank und Fahrwerk schonen will. Und jeder, der auch nur einen Tropfen Benzin im Gemüt verspürt, wird von Mal zu Mal neugieriger, welche Tricks die großen Könner im einzelnen anwenden.

Sie sind gar nicht geheimnistuerisch dabei. Mancher prominente Rallyehase und Rennfuchs predigt seine Weisheit förmlich in die spritvergeudende Welt hinaus. Ich habe alles gesammelt, was mir an solchen Tips in die Hände fiel. Ich habe die wichtigsten Sparfahrregeln in ein System gebracht, von dem ich hoffe, daß es selbst dem Sonntagsfahrer eingeht wie die Betriebsanleitung eines Aschenbechers, und in der kommenden Woche werde ich gründlich auspacken. Das dürfte Sie kaum zum rallyereifen Benzinsparer machen, aber auf jeden Fall dafür sorgen, daß neuer Stoff in die automobilen Stammtischgespräche kommt.

Nur probieren Sie's dann nicht am gleichen Abend noch aus – wegen des Supergemischs aus der alkoholischen Zapfsäule!





Tanks werden plombiert (links), Vergaser seziert (Mitte), Auspuffgase analysiert (rechts), damit kein „Sparer" schwindeln kann

Im nächsten Heft:

Entziehungskur

DER KÖNIG Roman von Louis de Wohl

Zerreißt den roten Dämon!

Kurz nach der Hochzeit mit Michol, der schönen Prinzessin, der Tochter des Königs Saul, mußte David fliehen. Der Hirtenknabe war der Held des Volkes geworden, der Abgott der Frauen und Mädchen, der beliebteste Mann am Hof, Führer großer Heerteile, aber der König haßte ihn, weil er ihn fürchtete.

Als König Saul am frühen Morgen erfuhr, daß David während der Nacht entkommen war, gab er sofort Befehl, den Flüchtigen zu verfolgen. „Hundert Sekel Silber dem, der ihn einbringt, lebendig oder tot. Schickt meine Tochter zu mir!"

Michol trat ein.

„Du hast ihn entkommen lassen", stieß Saul zwischen den Zähnen hervor. „Was hindert mich, dir den Kopf vor die Füße zu legen?"

„Ich bin eine arme Frau", sagte Michol demütig. „Erst hat mein Gatte mir gedroht, mich zu töten, wenn ich ihn verrate. Und nun droht mein Vater mich zu töten, weil ich ihn nicht verraten habe."

Saul sah sie lange an. „Alle Weiber lügen", sagte er schließlich. „Wohin ist er geflohen?"

„Er war nicht so töricht, es mir zu sagen, Vater."

Der König nickte. „Du warst seine Frau. Nun bist du seine Witwe", sagte er. Sie zuckte zusammen. Ihre Augen weiteten sich. „Seine Witwe", wiederholte er kalt. „Denn er ist schon so gut wie tot. Aber trauere nicht zu sehr um ihn. Ich werde dich sehr bald einem anderen geben. Geh."

Sie verneigte sich mit Mühe und zog sich zurück. Im Vorzimmer brach sie ohnmächtig zusammen.

*

Der uralte Mann auf dem Felsblock saß unbeweglich, mit geschlossenen Augen, wie verwachsen mit der wilden Landschaft. Ein leiser Wind spielte mit seinem weißen Bart. Seine Bekleidung bestand nur aus einem breiten Lendenschurz und einem leichten, langwallenden Mantel.

Weit draußen am Horizont erhob sich ein winziges Sandwölkchen. Hoch über ihm zog ein Geier seine Kreise. Das Wölkchen wuchs. Ein Reiter kam auf das Felsgewirr zu. Der Uralte konnte den Hufschlag des Maultiers im weichen Sand unmöglich hören; und doch wandte er dem Ankömmling den Kopf zu, nickte vor sich hin und öffnete die Augen.

„Willkommen in Sicherheit", sagte Samuel.

David stieg ab. Der lange Ritt hatte ihn so ermüdet, daß er schwankte. Er stammelte einen Gruß.

Die Augen des alten Propheten lagen auf ihm, die einzigen Augen, die ihm jemals Furcht eingeflößt hatten. Sie hatten nichts von ihrer Macht verloren. Nach einer Weile sagte David: „Ich werde verfolgt. Der König trachtet mir nach dem Leben. Er hat versucht, mich zu töten... Aber ich habe ihm nichts getan. Warum verfolgt er mich? Sie sagen, es lastet ein Fluch auf ihm. Dein Fluch. Aber niemand hat mir gesagt, wie es dazu kam."

„Ungehorsam", sagte Samuel rauh. „Jahweh verlangt Gehorsam. Ungehorsam gegen Jahweh gebiert Jahwehs Fluch. So war es schon am Anfang im Paradies und so ist es jetzt. Und wenn ein Mann zum König gesalbt ist, wird er dem Herrn doppelt verantwortlich: für sich selbst und für sein Volk. Ich überbrachte Saul einen Befehl des Herrn. Er hat ihn mißachtet."

„Du hast auch mich gesalbt", sagte David mit brennenden Augen. „Ich begriff es nicht – damals. Auch heute noch weiß ich nicht, was der Herr von mir will. Ich kann den König nicht verraten, auch dann nicht, wenn er mich für einen Verräter hält. Sein Sohn ist mein bester Freund. Seine Tochter ist mein Weib."

„Aber sie denkt nicht wie du."

„Auch das weißt du? Nein — sie

DER KÖNIG

denkt nicht wie ich. Aber das kümmert mich nicht. Ich muß meinen Weg gehen. Und der Herr kann nicht die Untreue wollen."

Samuel nickte. „Wenn ich nicht längst gewußt hätte, daß der Herr an dir Gefallen hat, so wüßt' ich's jetzt. Komm! Deine Verfolger werden gleich hier sein."

Nun erst sah David die breite Staubwolke am Horizont, die sich mit großer Geschwindigkeit näherte. „Das ist Dög mit seiner Meute", sagte er, „oder eine Abteilung der königlichen Leibwache. Vor ein paar Tagen war ich noch ihr Oberst. In fünf Minuten sind sie hier."

Samuel stand geruhsam auf. „Komm!" sagte er, und er begann den nächsthöheren Felsen zu erklimmen. Der alte Mann kletterte mit erstaunlicher Leichtigkeit. David folgte ihm, nicht ohne Mühe, höher und höher in das zerklüftete Felsengewirr. „Wohin führst du mich?" fragte er. „Und was wird aus meinem Maultier?"

„Komm!" wiederholte Samuel nur.

Mechanisch kletterte David weiter. Zwei alte Männer, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, hockten Rükken an Rücken, er kam so nahe an ihnen vorbei, daß er sie hätte berühren können, aber sie regten sich nicht und starrten vor sich hin. Einer von ihnen trug ein Instrument, das wie eine Flöte aussah. Etwas höher lagen drei andere auf den Rücken und blickten in die Sonne. Und nun endlich war die Höhe erreicht, ein breites Plateau ohne eine Spur von Vegetation, und da stand Samuel, und blickte in die Ebene hinunter. Es war so still, als hielte die ganze Welt den Atem an.

„Wo sind wir?" fragte David im Flüsterton.

„Najoth", sagte Samuel einfach.

David erschauerte. Najoth – das war die Opferhöhe von Ramatha, die heiligste Opferhöhe in Israel. Nur Männer, die alle eigenen Wünsche und Triebe aufgegeben hatten, die für Jahweh allein lebten, heilige Männer, Propheten, lebten hier.

David blickte zurück. Der Trupp der Verfolger kam soeben am Fuß des Berges an, es waren mindestens vierzig oder fünfzig, sie schwangen sich von ihren Tieren, einer zeigte zum Gipfel hinauf, ein langer, dürrer Mensch, Dög war es, und sie begannen den Aufstieg.

Da hob Samuel beide Arme. Mit seiner hohen, kehligen Stimme sang er etwas, was David nicht verstand, es waren uralte Worte, älter als die Sprache Mosis.

Die Kletternden hielten inne und blickten hinauf.

Da erscholl der langgezogene Ton eines Horns. Ein zweites Horn fiel ein, ein drittes und viertes. Von allen Seiten des Opferberges zugleich kam dumpfer Paukenwirbel. Flöten jammerten auf. Die heiligen alten Männer hatten sich erhoben, viele von ihnen hielten Instrumente in den Händen, andere begannen zu singen, der ganze Berg schien zu singen und zu klingen, die Steine selbst schienen Leben zu gewinnen.

Die Verfolger standen stockstill. Dann, wie auf ein Kommando, warfen sie die Arme hoch, ließen ihre Waffen fallen und begannen zu tanzen, erst langsam, dann rascher und rascher. Sie fielen und standen wieder auf und tanzten weiter. Sie rissen sich die Kleider vom Leibe, als wären es Fesseln, die sie hinderten, und tanzten. Sie konnten nicht aufhören. Auch sie sangen oder schrieen, aber ihre Stimmen drangen kaum durch den wilden Wirbel der Pauken und das Gellen der Hörner.

„Warum ergreift es mich nicht auch?" dachte David, und im gleichen Augenblick spürte er den leisen Druck der kühlen Finger auf seinem Kopf, Samuels Finger. Der Uralte stand hinter ihm, es konnte ihm nichts geschehen. Da – da fielen wieder einige der Tanzenden, aber diesmal ohne sich wieder zu erheben. Der Druck der kühlen Finger auf Davids Kopf verstärkte sich. Sich umblickend, sah er, daß Samuel lächelte, ein wintriges, verwittertes Lächeln, das Lächeln eines Berges mehr als das eines Menschen. „Sieh hin", sprach der alte Prophet. „Wo sind deine Verfolger?" Und David sah, wie die letzten der Tanzenden fielen und reglos liegen blieben. Ein Grauen faßte ihn. „Sind sie tot?"

„Nein", sagte Samuel. „Aber für etliche unter ihnen wäre es besser, wenn sie es wären. Nun komm' – du bist sehr müde und bedarfst einer langen Ruhe. Es ist nicht weit." Er führte David zu einer kleinen Höhle dicht unter dem Plateau. Sie enthielt eine Lagerstatt aus Ziegenfellen, neben der ein Krug und ein kleiner Korb mit Datteln standen. David sank auf das Lager. „Schlafe", klang die hohe Stimme Samuels. „Schlafe lange, und der Herr gebe dir frische Kraft." Da schlief er bereits.

Als er erwachte, stand Samuel neben seinem Lager. „Iß", sagte er. „Dann mußt du gehen." Plötzlich spürte David einen wilden, nagenden Hunger. Er erinnerte sich an das Körbchen mit Datteln. Es war noch da, und daneben lag ein kleiner Laib Brot. Er aß alles auf und trank Wasser aus dem Krug. Mit dem Rest des Wassers wusch er sich. Dann trat er ins Freie. Oben auf dem Plateau erwartete ihn Samuel. „Komm", befahl er, und sie begannen den Abstieg.

Samuel zeigte auf den Fuß des Hügels. Da lagen die Häscher des Königs, wirr durcheinander, fünfzig Mann, oder sechzig.

„Herr, wie lange habe ich denn geschlafen?" fragte David.

„Vier Tage. Aber Zeit bedeutet wenig auf Najoth. Drüben steht dein Maultier. Es hat zu fressen und zu trinken bekommen. Es ist frisch. Nein, danke mir nicht. Gott allein ist dein Helfer."

*

Tagelang war David allein und einsam kreuz und quer durch das Land geritten. Er hatte es fertig gebracht, sich mit Jonathan in Verbindung zu setzen, und der Prinz war zu ihm gekommen, in seinen Schlupfwinkel, die Ruinen eines Bauernhauses auf einem verlassenen Feld. Sie hatten sich weinend umarmt. Jonathan erzählte ihm, wie der König Späher nach allen Seiten ausgeschickt hatte, und wie er ihn, Jonathan, beschimpft, ja mit dem Speer bedroht hatte, weil er sich für David einsetzte. Dabei wurde es David klar, daß Jonathan viel mehr darunter litt, daß sein Vater seinen geliebten Freund haßte, als unter den maßlosen Beschimpfungen, die ihm selbst zuteil wurden, und er war tief gerührt. Es tat weh, von Michol getrennt zu sein, so

weh, daß er manchmal halbe Nächte lang wach lag und nur an sie dachte.

Nun ritt er nach Nobe, der Priesterstadt, im Süden von Jerusalem. Denn dort war Achimelech, der Hohepriester, dort war das heilige Ephod, der breite Schurz aus Wolle und Leinwand, reich mit Gold verziert, zu dem auch das Brustschild gehörte, mit den Urim- und Tummimsteinen darin, den Losen, mit dem die Priester den Willen des Herrn erfragen konnten.

Der erste, der ihn in Nobe empfing, war Abjathar, der Sohn des Hohepriesters, ein noch junger, kräftiger Mann mit spatenförmigem, schwarzem Bart. Auch er trug das priesterliche Schulterkleid. Nicht weniger als fünfundachtzig Priester mit ihren Frauen und Kindern lebten in Nobe.

Abjathar machte große Augen, aber er verneigte sich höflich. „Ich melde dich sofort bei meinem Vater", erklärte er und verschwand eilig im Hause. Gleich darauf trat der Hohepriester aus der Tür, ein ehrwürdiger alter Mann, milde, mit schönen, fast frauenhaften Händen. „Friede sei mit dir", grüßte er. „Wie kommt es, daß der Schwiegersohn des Königs, der Oberste der Leibwache, ganz ohne Gefolge reist?"

David atmete auf. Hier wenigstens wußte noch niemand, wie es um ihn stand. Es war nicht angenehm, den gütigen Alten anzulügen, aber es ging nicht anders. „Der König hat mir einen geheimen Auftrag gegeben", erklärte er. „Ich treffe meine Leute bei der Oase Sichar. Sie werden hungrig sein. Kannst du mir fünf Brote geben? Und ich brauche auch eine Waffe; ich habe in solcher Eile aufbrechen müssen, daß ich nicht einmal Zeit hatte, nach Hause zu gehen und mir Waffen mitzunehmen."

Lächelnd schüttelte der alte Mann den Kopf. „Wir sind friedliche Leute, hier in Nobe. Aber warte – eine Waffe ist hier, und du kennst sie besser als jeder andere. Es ist das Schwert Goliaths. Der König hat es uns zur Aufbewahrung gegeben."

Davids Augen blitzten. „Das gib mir", sagte er. „Es hat nicht seinesgleichen. Noch eins: ich bitte dich sehr, erfrage für mich den Willen des Herrn."

„Gern", erwiderte der Hohepriester. Sie betraten das Heiligtum zusammen. „Was kommt zuerst?" fragte Achimelech mit seinem milden Lächeln. „Das Schwert oder der Wille Gottes?"

„Immer der Wille Gottes", sagte David ernst.

Achimelech nickte. Abjathar half ihm, das Ephod anzulegen, und band ihm das Brustschild um. Beide Priester beteten. Dann sagte Achimelech einfach: „Frage!"

David betete ebenfalls. Es dauerte einige Zeit, bevor er seine Fragen so formen konnte, daß sie ihn nicht vor den Priestern bloßstellten. „Nach welcher Richtung soll ich gehen, Herr, um zu finden, was ich suche?" fragte er schließlich. „Nach Osten?"

Der Hohepriester schüttelte das Brustschild mit beiden Händen, daß die Urim- und Tummimsteine darin klirrten. Dann griff er hinein. Der Stein, den er hervorzog war schwarz. Nein...

„Nach Süden?" fragte David.

Die Antwort war wieder ein schwarzer Stein, aber er fiel dem Hohepriester aus der Hand. Nein, aber nicht ganz nein.

„Nach Südwesten?"

Der Stein war weiß. Nach Südwesten also. Nicht zu den Leuten von Moab oder Edom, nicht zu den Amalekitern oder Aramäern. Zu... den Philistern. Es war die gefährlichste Antwort, die er bekommen konnte. „Es ist genug", sagte David. Sie sprachen alle drei ein kurzes Dankgebet. Dann nahm David das Schwert an sich. Es war eine wundervolle Waffe, aber sehr schwer.

Abjathar brachte die versprochenen fünf Brote. „Es muß ein sehr gefährliches Unternehmen sein, zu dem dich der König beauftragt hat", sagte er. „Ich habe dich noch nie so ernst blicken sehen."

David konnte seiner Stimme nicht vertrauen. Er nickte nur.

Sie kehrten ins Freie zurück.

David schwang sich auf und ritt auf das Tor zu. Im Vorhof wartete eine ganze Schar von Menschen, Bittsteller und Leute, die Opfer bringen wollten. Sie starrten ihn an. Nur einer, ein langer, dürrer Mensch drehte ihm den Rücken zu, und David wußte plötzlich, daß das absichtlich geschah und daß er den Mann kannte. Als er an ihm vorüberritt, sah er sein Profil, den stacheligen kurzen Bart, die tiefliegenden Augen. Es war Dög, der Edomiter.

Rasch ritt David zum Tor hinaus. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Dög ihn gesehen und erkannt hatte. Es hieß, so rasch wie nur möglich von hier fortzukommen. Er ritt bis zum späten Abend.

*

Die Stadt, die vor ihm auftauchte, war größer als Gibeah und Bethlehem zusammen und hatte starke Wälle. Die Wachen da oben trugen Schilde mit Metallbeschlag. Philister also. Das mußte Geth sein, und hier regierte Akis, trotz seines Königstitels bei weitem nicht der mächtigste der fünf Herrscher der Philister, aber, so sagte man, ein eher milder Mann – für einen Philister. Auch gerecht sollte er sein. Ob das alles stimmte, würde sich ja nun bald herausstellen.

Und doch zögerte David. Seit er denken konnte, hatte das Wort Philister immer „Feind" bedeutet. Immer wieder hatten sie Juda und Israel überfallen, hatten schonungslos ihren Tribut eingezogen. Sie waren wild und grausam, wie die scheußlichen Götzen, zu denen sie beteten, Dagon, vor allem, Beel-Zebub und Astarte. War es wirklich möglich, daß der Herr ihn zu diesen Menschen schicken wollte, daß er Akis dienen sollte, statt Saul?

Er biß die Zähne zusammen. Geth lag im Südwesten. Und er hatte keine andere Wahl. Er trieb seinen Esel an und ritt ein. Die Posten am Tor, mit den verhaßten hohen Helmen und metallbeschlagenen Schilden ließen ihn unangefochten durch, aber fast sofort war er von einem Schwarm Neugieriger umringt.

Ein Soldat erkannte ihn. „Beim Zorn Dagons", stieß er hervor, „das ist der Mensch, der Goliath getötet hat!"

Die Menge lachte, aber David überlief es siedendheiß. Geth – das war ja Goliaths Heimatstadt!

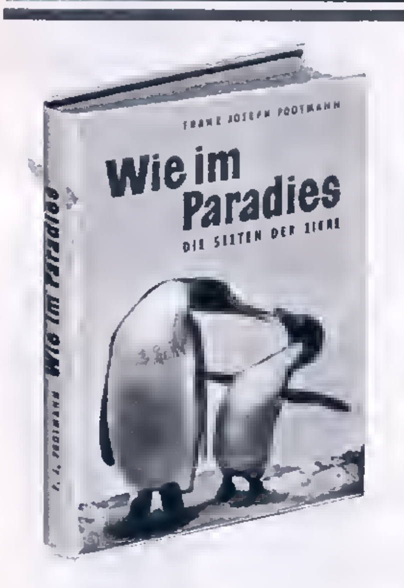
„Nehmt ihn fest, den roten Dämon!" brüllt der Soldat. „Er ist es. Ich war ja dabei, ich habe alles mit angesehen, wie er Goliath umgebracht hat."

„Bringt ihn um!" kreischte ein Weib. „Reißt ihn in Stücke!"

Sie zerrten ihn von seinem Esel.

Hände griffen nach ihm, als wollten sie ihn zerreißen.

Da begann David plötzlich zu lachen. Er lachte und lachte, wie irrsinnig. Und sie ließen verblüfft von ihm ab, ja sie traten zurück, als hätten sie Furcht vor ihm. Es war die abergläubische Furcht vor Verrückten. Verrückte waren für sie von irgendeiner







DER KÖNIG

Gottheit besessen, man mußte sie respektieren. Sie anzugreifen, hieße die Gottheit angreifen, von der sie besessen waren. Und sein irres, schrilles Gelächter hatte sie glauben lassen, daß er wahnsinnig war.

Sie wichen noch weiter zurück und starrten ihn mit scheuen Augen an.

Dann wurde er vor den König geführt. Tanzend, lachend, singend, mit den Augen rollend, näherte er sich dem König Akis, der auf seinem Richterstuhl mit den schwer vergoldeten Armgriffen und den phönizischen Purpurkissen saß und auf offenem Markt Gericht hielt.

Der König zog die Brauen hoch. „Was bringt ihr mir denn da? Wenn das ein Scherz sein soll, ist es ein sehr ungebührlicher. Seht ihr denn nicht, daß er geistesgestört ist? Warum bringt ihr ihn zu mir? Fehlt es in Geth etwa an Verrückten? Weg mit ihm – und sorgt dafür, daß man ihn in Ruhe läßt. Führt ihn zum Tor hinaus!"

Die Soldaten setzten David wieder auf seinen Esel und führten ihn weg, zurück zum Tor und durch das Tor. Dann hoben sie die Hände mit weit ausgespreizten Fingern gegen ihn, um den Einfluß des Dämons abzuwehren, der von ihm Besitz ergriffen hatte, und kehrten eilig in die Stadt zurück.

David hatte es nicht weniger eilig. Es war eine große, eine ungeheure Erleichterung, Geth und die Philister im Rücken zu lassen. Nach Südwesten, hatte der Herr gesagt, aber Geth konnte er nicht gemeint haben. Vielleicht hatte Er überhaupt nicht gemeint, daß man den Boden Judas verlassen solltel Die Steinwüste, durch die er gestern durchgekommen war, die Ruinen der alten Bergfeste Adullam, da gab es Höhlen genug, in denen man vor einer Entdeckung sicher war. Es dauerte nur wenige Stunden, den Ort zu erreichen.

*

Er beschloß, gründlich Umschau zu halten, und das war sein Glück, denn so sah er gerade noch rechtzeitig den Mann, der hinter einem Felsblock hervortrat und einen gewaltigen Stein nach ihm warf. Er riß den Esel beiseite, und der Stein pfiff scharf an seinem Kopf vorbei.

Sofort sprengte David auf den Angreifer zu, der ihn grinsend erwartete, ein Schwert in der Faust. Sechs Schritte von ihm entfernt brachte David den Esel zum Stehen, sprang ab und riß das Schwert Goliaths aus seiner Tuchhülle. „Du hast keine freundliche Art, Reisende zu begrüßen", sagte er.

Der Mann überragte ihn um Kopfeslänge und war sehr kräftig gebaut. Er grinste noch immer. „Wo will denn dein Schwert mit dir hin, Kleiner?" spottete er. „Wirf es weg, sonst hebst du dir noch einen Bruch damit."

Die Anrede „Kleiner" hatte David nie geschätzt. Statt zu antworten, schlug er dem Mann das Schwert aus der Hand und stieß ihm den Knauf seines eigenen Schwerts so heftig unter das Kinn, daß er hintenüberfiel und sich am Boden hin und her wälzte.

„Was hast du denn, Großer?" fragte David. „So steh' doch auf und kämpfe."

Ein brüllendes Gelächter aus vielen Kehlen. David fuhr herum. Da standen mindestens hundert Männer, und immer mehr kamen hinzu. Es war, als habe die ganze Steinwüste Leben gewonnen. Er sah sich die Leute an. Sie waren alle bewaffnet – Speere mit scharfen Steinspitzen, zugespitzte Stöcke, Keulen, sogar ein paar Schwerter – und die meisten gingen in Lumpen gekleidet. Räuber. Karawanenräuber. Und sie hatten den gleichen Unterschlupf gesucht wie er und aus dem gleichen Grunde.

„Ganz hübsch, wie du mit dem großen Ruben umgesprungen bist", sagte ein Vierschrötiger mit von der Sonne fast schwarz verbranntem Gesicht, und er wischte sich die Lachtränen aus den Augen. „Es ist beinahe schade, daß du nun sterben mußt."

„Haut ihn nieder", gurgelte Ruben. Er hockte auf losem Geröll und spie Zähne aus. „Worauf wartet ihr noch?"

„Worauf wartet ihr wirklich?" fragte David verächtlich. „Hundert von euch werden sich doch wohl an einen einzigen heranwagen." Das Schwert mit beiden Händen fassend, schlug er einen blitzschnellen Kreis, und sie wichen unwillkürlich zurück.

*

„Wartet", krähte eine Stimme, und ein älterer Mann mit einem schmutzigen gelben Kopftuch drängte sich durch. „Ich weiß, wer das ist", fuhr er aufgeregt fort. „Das ist David ben Isai!"

„Ganz gleich, wer der Kerl ist", heulte Ruben, „er hat mir alle Zähne ausgeschlagen. Bringt ihn um!"

„Es ist David, ihr Dummköpfe", wiederholte der mit dem Kopftuch. „Er hat Goliath besiegt – kein Wunder, daß er auch mit dem großen Ruben fertiggeworden ist."

Es wurde still. In den Augen der Zerlumpten war ehrfürchtige Neugier. Ein bärtiger Mann trat vor. „Es ist wirklich David aus Bethlehem", erklärte er. „Ich hab' ihn schon gekannt, als er noch ein Knabe war."

„Und ich kenne dich," sagte David. „Du bist Nachbar Simon, der die Königssteuer nicht bezahlen konnte, und den sie von Haus und Hof vertrieben haben."

„Wenn du David bist, „sagte der Vierschrötige finster," dann bist du der Schwiegersohn des Königs. Gib dich gefangen. Und wenn die Truppen Sauls kommen, um uns auszuheben, bist du der erste, der stirbt."

„Das ist wahr," nickte David. „Sie sind schon lange hinter mir her." Er lachte bitter, als er ihre erstaunten Gesichter sah. „Ganz gleich, warum ihr in die Wüste gegangen seid," fuhr er fort, „ob ihr Schulden habt, wie Simon hier, ob ihr geraubt habt oder gemordet — der König ließe euch alle lieber laufen als mich."

„Glaubt ihm nicht", schrie Ruben und er kam schwankend auf die Beine. „Es ist eine List, eine plumpe Falle. Er will uns alle dem König ausliefern."

„Wenn ich das wollte, wäre ich allein hierher gekommen?" fragte David gelassen. „Erkundigt euch doch – ihr werdet's bald genug erfahren, wie sehr mich der König liebt."

Der Vierschrötige grinste. „In Ungnade, he? Und warum? Sag' nichts, ich kann mir's denken. Mit heiserer Stimme und so falsch wie möglich sang er: „Saul schlug seine Tausend, aber David seine Zehntausend. Das hört ein König nicht gern." Er wandte sich zu den Leuten: „Das ist der beste Fang, den wir je gemacht haben", rief er. „Jetzt haben wir endlich, was wir dringend gebraucht haben – einen

Mann, der uns führt. Habe ich recht?'
Sie brüllten ihre Zustimmung.

Der Vierschrötige wandte sich wieder David zu. „Du siehst, sie wollen, Herr", sagte er. „Willst du auch? Du bist ein besserer Führer als Ruben da."

„Wollt ihr es wirklich wagen, euch den siebenfachen Zorn des Königs zuzuziehen?" fragte David. „Ohne mich könnte es sehr wohl sein, daß er nichts oder nicht viel gegen euch unternimmt. Aber wenn ich an eurer Spitze stehe und er erfährt's, kommt er bestimmt. Wollt ihr es trotzdem wagen?"

Es gab eine kurze Pause. Dann rief der Vierschrötige: „Er kommt auch so. Und du wirst schon wissen, wie wir's machen müssen, damit wir am Leben bleiben. Saul schlägt seine Tausend, aber David seine Zehntausend!" Nun brüllten sie wieder begeistert.

„Gut", sagte David sehr ernst, „ich nehme an." Ohne von ihrer Freude Notiz zu nehmen, ging er auf Ruben zu. „Ich habe dich schlecht behandelt", sagte er mit dem Lächeln, dem wenige widerstehen konnten. „Aber immer noch besser als Goliath! Sei mein Freund."

Ruben starrte ihn an. Langsam erhellte sich sein Gesicht. „Gegen dich verlieren ist keine Schande", knurrte er. „Mir tut's nur leid um meine besten Zähne."

*

Es waren nicht nur über hundert, sondern fast doppelt so viele, und sie waren nicht schlechter bewaffnet als Sauls Leute. David ertappte sich bei dem Gedanken, daß der Herr ihm ein kleines Heer gegeben habe, und verstieß ihn sofort wieder, mit grimmiger Heiterkeit. Ein Heer von Taugenichtsen, Tunichtguten, Übeltätern aller Art, und dazwischen ein paar arme Kerle, denen schweres Unrecht geschehen war, und die keine andere Wahl hatten, als sich dieser Bande anzuschließen – genau wie er selbst. Und von nun an war er für das Tun und Treiben aller dieser Leute verantwortlich – und für ihr Wohlergehen ebenfalls.

Er beschloß, Raubzüge auf dem Gebiet Judas zu verbieten und statt dessen die nicht allzu fernen Grenzorte der Philister heimzusuchen. Der Gedanke stieß anfangs auf wenig Begeisterung. Die Philister waren gefährlicher und besser bewaffnet. „Dann holen wir uns eben Waffen von ihnen", erwiderte er. „Es wäre nicht das erstemal." Zu Unteranführern ernannte er den Vierschrötigen – Tufiah hieß er – und Ruben, zu dem er zwar kein großes Vertrauen hatte, den er sich aber nicht unnötig zum Feinde machen wollte. „Harmlose Reisende werden nicht angegriffen", befahl er. „Und Soldaten des Königs ebenfalls nicht."

„Und wenn sie uns angreifen?" fragte Ruben.

„Dazu müssen sie uns erst finden", erwiderte David. „Überlaß das nur mir."

Wenige Tage nachdem er den Befehl übernommen hatte, traf Zuzug ein, über sechzig Mann aus der Gegend von Hebron. „Wir wollen David auch zum Führer haben", erklärten sie. Innerhalb von drei Wochen war die Bande auf fast vierhundert Mann angewachsen, darunter viele, die nicht das Verbrechen, sondern politische Unzufriedenheit oder die persönliche Feindschaft des Königs dazu getrieben hatte.

(Fortsetzung folgt)

Es ist höchste Zeit

für alle, die sich an unserem großen Jubiläums-Preisausschreiben noch beteiligen wollen, uns die Postkarte mit den beiden Lösungswörtern zuzusenden.

Letzter Termin: 1. April

Da der 1. April ein Sonntag ist, wollen wir die am Montag bis 12 Uhr mittags eingehenden Lösungskarten noch anerkennen. Karten aber, die nach 12 Uhr eingehen, können nicht mehr berücksichtigt werden.

Schreiben Sie noch heute

es winken viele wertvolle Preise! Und noch vor Ostern erfahren Sie, ob Sie unter den glücklichen Gewinnern sind. Sie wissen ja: Eine einfache, ausreichend frankierte Postkarte genügt; senden Sie sie bitte an:

Frankfurter Illustrierte
„Jubiläums-Preisausschreiben"
(6) Frankfurt am Main 1
Postfach 3429

und vergessen Sie nicht das Wichtigste: Die beiden Lösungswörter mit insgesamt 18 Buchstaben (in Großbuchstaben, gut leserlich schreiben) und Ihre vollständige Anschrift.

Wir hoffen, auch Ihren Namen im Heft Nr. 16 der Frankfurter Illustrierten unter den Gewinnern veröffentlichen zu können; es ist ab Dienstag, dem 17. April, überall erhältlich. In Heft 16 wird das Ergebnis des Preisausschreibens bekanntgegeben und die Liste der ersten 200 Preisträger veröffentlicht.

Dollar und Doria

Fortsetzung von Seite 16

Koffer und zieht mit Weib und Kind nach Chicago. Bei der Feuerwehr will er sein Geld etwas leichter verdienen. Immerhin, man wohnt leider dicht bei den Schlachthäusern. Frau Paulekiute muß dort jede Nacht die Fliesen schrubben.

Als sie eines Morgens nach Hause kommt, ist Julius, ihr Mann, spurlos verschwunden, ohne daß die Feuerwehr Großalarm gehabt hätte.

Frau Paulekiute steht mit beiden stämmigen Beinen auf dem Boden der Tatsachen. Ist der eine Mann weg, so wird man einen anderen finden.

Der Mann Nr. 2 stammt ebenfalls aus der kalten Heimat, heißt Peter Newkas und hat eine winzige Farm nahe Lowell. Klein-Eva braucht nicht in die Schule. Sie muß bei der Ernte mithelfen. Und wenn die Ernte drin ist, bleibt das Vieh zu versorgen. Und wenn das Vieh versorgt ist, kommen die Hühner und die Gänse dran.

Klein-Eva aber träumt nicht von Federvieh, sondern von der großen Welt. Sie hat sich etwa 50 Dollar gespart. Damit reist sie los.

Klein-Eva hat gelesen, daß es demnächst in Chicago auf der Weltausstellung eine Schönheitskonkurrenz geben wird. Keine Miß Amerika. Man will von jedem Volk, das die USA besiedelt, eine Miß wählen. Also auch eine Miß Litauen.

Bei der Wahl der schönsten fremden Damen hat Klein-Eva nicht allzuviel Konkurrenz. Als der Sprecher sie zur amerikanischen Miß Litauen ausruft, fällt sie ehrlich und echt in eine tiefe Ohnmacht. Es ist alles etwas reichlich schnell gegangen.

Was eigentlich? Der Ruhm etwa? Davon bleibt nicht viel, als die letzten Gäste gegangen sind. Miß Litauen steht mit einem Hundert-Dollar-Scheck ziemlich unnütz herum. Die Show ist zu Ende. Die junge Dame muß nun sehen, wie sie Land gewinnt.

In den Zeitungen wird keine Miß Litauen gesucht. Wohl aber Kellnerinnen und manchmal ein Mädchen für die Konfektion. Jievute (Klein-Eva) steuert auf so einen Laden zu. Man stellt sie ein. Es gibt eben soviel, daß Fräulein Paulekiute nicht vor Hunger umkippt. Immerhin, sie darf mit vorführen. Ihr Weg führt über Ginsberg-Unterwäsche und Marcus-Pelze zu Mister Rattiger, der Roben verkauft. Provinzmannequin also.

Aber nicht mehr lange, denn in New York wird man auf Klein-Eva warten. Sie nimmt den Zug und steht auf der Central Station. Um sie herum laufen jedoch hundert junge Mädchen, die in der Provinz Sensationen wären.

Jetzt beginnt der Ernst des Lebens. Die Zeit ohne Nachtruhe und belegte Brötchen. Klein-Eva arbeitet tagsüber irgendwo in einem Shop. Abends und nachts aber wird dramatischer Unterricht genommen.

Nach etwa drei Monaten hat die Ausreißerin alle Kleider, alle Schuhe bis auf jeweils ein Exemplar versetzt. In diesem Augenblick beginnt sozusagen das Märchen. Es kommt ein Manager von einer ganz passablen Bühne. Er braucht für das Erfolgsstück „Tobacco Road" eine junge Bettlerin, die Pearl heißt. Die junge Bettlerin Paulekiute soll eine Bettlerin spielen. Sie braucht dazu nur Lumpen, die aber den Vorteil haben, daß man sie etwas aufreißen kann, wo der Körper darunter seine Reize hat.

Natürlich muß der etwas langatmige Name nun verschwinden. Aus Jievute Paulekiute wird Eva Paul.

Als sie in Boston (Massachusetts) in „Tobacco Road" die Pearl spielt, sitzt im Parkett ein junger sehr gut aussehender Mann, der im Programm bei dem Namen Eva Paul mit dem Fingernagel einen kleinen Kniff macht.

„Ein Mister Sears möchte dich sprechen", sagt nach der Vorstellung einer der Inspizienten zu Eva Paul.

Nun gibt es in den USA nicht sozusagen einen Mister Sears, sondern *den* Mister **Richard Sears** schlechthin.

Das weiß Eva Paul aus der Zeit, als sie noch Jievute Paulekiute geheißen hat. Damals auf der Farm bei Lowell (Indiana) hat die winterliche Lektüre der ganzen Familie in einem dicken Katalog mit bunten Bildern bestanden. Ein Katalog von etwa 350 Seiten, den das größte Versandhaus des Erdballs alle Jahre durch seine Vertreter verteilen läßt.

Auf bunten Bildern werden Waschmaschinen, Frühjahrskleider,



abwaschbare Gardinen, Jagdgewehre oder Krawatten angeboten. Alles kommt von Sears and Roebuck, die auf einer Insel im Hudson ein Lager haben, mit dem man ein ganzes Land versorgen und überschwemmen kann.

Und wenn jetzt dieser Mister Sears wirklich der Mann mit dem bunten Katalog wäre...

Er ist es. Seine Freunde nennen ihn Dick. Als er bei der kleinen blonden Schauspielerin erscheint, ist er ein Märchenprinz.

Denn Dick findet Eva hinreißend. Endlich mal kein verwöhntes Girl, endlich mal ein Mädel, das so redet, wie ihm der hübsche Schnabel gewachsen ist. Nun ja, er macht ja auch sein Geschäft mit kleinen Leuten, da kann er auch ein Kind kleiner Leute heiraten.

Allerdings nur ein bißchen diskret.

Irgendwo auf dem Land, wo keine Reporter zusehen. Später kehrt man dann in die Stadt zurück. Dann wird Eva die Tochter eines reichen litauischen Grundbesitzers sein, denen die Bolschewiki alles Hab und Gut genommen haben.

Geht das gut aus? Dieses Märchen von Boston? Kann der Versandkatalogprinz sein Aschenbrödel glücklich machen? (Fortsetzung folgt)



Wie eine Giftmischerin vergiftete sie die Atmosphäre der Ehen. „Deine Ehe ist brüchig, ich kenne das . . .“ So senkte sie den Keim des Mißtrauens in das unschuldige Herz der jungen Frau. Zeichnung Bierwisch

MUSS LIEBE BLIND SEIN?

Unsere psychologische Serie von Dr. F. Kahn

Liebe und Ehe sind nicht in jedem Falle dasselbe. An der Ehe ist viel Alltag, vor dem sie in großen und tausend kleinen Dingen immer wieder bestehen muß. Und Ehe ist nicht immer nur reines Glück. Manchmal gehen Ehen unglücklich aus, weil man den „Richtigen“ erst findet, nachdem man den Falschen genommen hat. „La femme fatale“ nennen die Franzosen eine Frau, die sich in eine Ehe drängt. Da aber beide Geschlechter, Männer und Frauen, von dem gleichen Schicksal bedroht sind, sprechen wir besser vom „fatalen Dritten“.

Der junge Shelley trat in das Haus des von ihm vergötterten Sozialphilosophen Godwin, und da stand sie: die Tochter von Mary Wollstonecraft, die die Schöpferin der modernen Ehe gewesen ist.

Beim ersten Blick sieht er: das ist das Geschöpf, das ihm zur Frau bestimmt ist. Aber er ist doch schon verheiratet! Von den Flüchen seines bewunderten Lehrers Godwin verfolgt, geht er in Nacht und Nebel mit ihr davon und lebt mit ihr nun eine der wunderbarsten Ehen, die uns die Literaturgeschichte überliefert hat. So trat Goethe als junger Dichter in die Ehe des Herrn v. Stein und 30 Jahre später als Olympier in die Ehe des Bankiers Willemer in der Frankfurter Gerbermühle.

So wurde Hölderlin ebenfalls in Frankfurt der fatale Dritte in der Ehe des Tuchhändlers Gonrard und erhob dessen Frau zur „ewigen Geliebten“ Diotima. So wurde Lenau der fatale Dritte in der Ehe des Herrn Loewenthal – und beide Dichter zahlten für ihre hoffnungslose Liebe zu einer verheirateten Frau mit dem Preis geistiger Umnachtung. So wurde Balzac der fatale Dritte in der Ehe des Herrn Hanski und Richard Wagner wie Goethe zweimal fataler Dritter: erst in der Ehe des Herrn Wesendonck am Vierwaldstätter See und dann in der Ehe seines Freundes Hans v. Bülow, dem er die Frau stahl, um mit ihr wirklich eine Idealehe zu führen, nachdem schon der Vater von ihr, Franz Liszt, bis zum Papst gepilgert war und Abbé wurde, alles nur, um eine schon verheiratete Frau heiraten zu dürfen, weil sie nicht wie Goethe die lebendige Kraft besaßen, sich loszureißen und sich in den Armen einer schönen Römerin vom nordischen Leid zu erholen.

Gegen den fatalen Dritten gibt es keinen Schutz. Niemand ist sicher, daß nicht eines Tages der „Bessere“ an der Türe steht. Man kann nichts tun als verhüten, daß ein anderer der Bessere ist – man muß der „Beste“ bleiben. Auch das nützt nichts. Erna war das schönste Mädchen meiner Vaterstadt, und schon auf der Schule war sie stolz wie eine Königin. Wir Knaben sahen auf sie wie auf ein Wesen aus einer anderen Welt. Sie mischte sich nie unter uns spielende Jugend. Jeder prophezeite diesem „schönsten Mädchen“ die glücklichste Zukunft. So schien es sich auch zu erfüllen. Noch bevor sie 20 war, verlobte sie sich mit einem ebenfalls auffallend schönen Chemiker, der am Anfang einer glanzvollen Karriere zu stehen schien.

Das junge Paar war die Sensation der Stadt, zumal die Kunde umherging, die Verlobten hätten Briefe ausgetauscht, daß keiner einen Tag länger in der Ehe bleiben müsse, als ihm sein Herz befahl. Sechs Jahre später gab es wieder eine Sensation. Als die schöne Erna eines Morgens am Frühstückstisch erschien, saß kein Gatte da. Auf ihrem Teller lag „der Brief“. Da saß sie nun mit zwei Kindern. Die Hintergründe sind nicht bekanntgeworden – Erna war ja schon



Wer ist das?

Köpfe, die die Welt bewegen. Personen, von denen man spricht, zu denen man aufsieht. WER IST DAS? so fragen wir unsere Leser vor diesem kaum bekannten Jugendbild und dem dazugehörigen anonymen Lebenslauf. Die Auflösung unserer Quiz-Frage ist im nächsten Heft zu finden, wieder unter dem Titel: WER IST DAS?

Man sieht diesem freundlich melanchalischen Kindergesicht nach nicht an, daß ein Genie in ihm steckt, das später unser gesamtes Weltbild verändert hat. Der frühe Erfolg dieses Mannes ersparte ihm nicht das Schicksal, sein Vaterland als Geächteter verlassen zu müssen. Jenseits des graßen Teiches fand er dann internationale Anerkennung. Tratz seiner übergraßen Bescheidenheit, vielleicht aber auch gerade ihretwegen, gelangte er zu einer Papularität, wie selten ein Wissenschaftler seines Fachs. Fast jeder Zeitgenasse kannte und kennt heute nach seinen markanten, mächtigen Kapf mit den gütigen, verstehenden, van schweren Lidern überwälbten Augen. Ist nicht dach dieser Blick in seinem Kinderbildnis schan varweggenammen? Wir fragen Sie:

Wer ist das?

Auflösung unserer Frage aus dem letzten Heft: Herzag van Edinburg.

als Mädchen stolz gewesen. Wir enthalten uns jeden Urteils. Die Geschichte beweist nur:

Man kann nicht unter der Bedingung heiraten, frei zu bleiben, so wenig man eine Stellung annehmen kann mit der Bedingung, daß man zur Arbeit nur kommen will, wenn es einem paßt. Heirat ist wie der Eintritt in einen Orden. Man ist frei einzutreten; wenn man aber das Gelübde auf sich genommen, ist man nicht mehr frei. Es gibt natürlich Stunden, in denen das Kreuz drückt, aber nirgends sieht man so viel edel durchzeichnete Züge wie unter Mönchen, die in ihrem Orden grau geworden sind und – unter Ehepaaren, die tapfer durchgehalten haben.

Eifersucht

Ein gutes Viertel aller Ehen wird wegen Eifersucht geschieden. Über Eifersucht ist nichts Besseres gesagt als das Wortspiel des Philosophen der deutschen Romantik, Feuchtersleben: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft." Eifersucht hat nichts mit den Tatsachen zu tun. Desdemona wird von Othello erwürgt, ohne daß sie das Geringste begangen hat. Der englische Lyriker Keats war so eifersüchtig, daß er noch in seinen letzten Tagen, den bevorstehenden Tod durch Tuberkulose vor Augen, seine Braut in Briefen mit eifersüchtigen Ge- und Verboten plagte.

Eifersucht kennt keine Logik. Die Frau eines mir bekannten Pianisten packte ihrem Mann für seine Konzertreisen zerfetzte Unterwäsche ein. Dabei war er so abschreckend häßlich, daß er selbst in Seidenwäsche einen kläglichen Don Juan abgegeben hätte. Auf die einfache Idee, daß er sich in jedem Laden neue Unterhosen kaufen konnte, kam die eifersüchtige Frau offenbar nicht. Puccinis Frau war so eifersüchtig, daß sie ihren Mann wegen Verführung einer Minderjährigen bei der Polizei anzeigte und das Mädchen Selbstmord beging. Ich selbst habe zwei Fälle erlebt, in denen Männer vor den Verfolgungen ihrer eifersüchtigen Frau keinen anderen Ausweg wußten, als sich das Leben zu nehmen. Gegen Eifersucht gibt es nur ein Mittel: nicht heiraten.

In langer Reihe kann man so die Ursachen für den Zerfall von Ehen aufzählen: auf der einen Seite uralte, immer wiederkehrende, weil sie der Natur des Menschen entspringen, und hierzu die neuen Motive, die durch die besondere Lebensform unserer Zeit hinzugekommen sind. Da ist die unsterbliche Figur der Schwiegermutter, die sich in die Ehe der jungen Frau mischt, weil diese doch nicht wissen kann, wie „ihr Erich" es gewohnt ist oder „wie empfindlich der Junge mit seinem Magen ist". In Wahrheit ist sie eifersüchtig, daß das „junge Ding" ihr den Sohn wegnimmt – das ist menschlich, allzu menschlich. Sie ist die Personifikation der Mutter, der man das Junge geraubt.

In vielen Fällen mischt sich die ganze Familie ein. Oft ist eine unglücklich, meist wirtschaftlich weniger günstig verheiratete Schwester eifersüchtig auf die „bessere Partie" der anderen. Da ist der Schwiegervater, der den Schwiegersohn ausbeutet, weil dieser „doch zur Familie gehört" und „was er jetzt spart, das hat er doch dann später"; aber der junge Mann will gar nicht jetzt sparen, sondern ein ordentliches Gehalt haben, unkontrolliert sein, sein Leben genießen und sonntags nichts vom Geschäft hören. Das sind ewige Themen seit Laban und Jakob in der Genesis.

Unter den modernen Ursachen ist es die Wohnungsnot, die viele Ehen zerstört. Die jungen Leute müssen „zunächst einmal" bei den Eltern wohnen und aus dem „zunächst einmal" entwickelt sich ein Dauerzustand, denn die Eltern sind ganz froh, daß der Schwiegersohn einen Teil zur Miete beiträgt; oder man wohnt zu eng benachbart. Ehe braucht wie alle Liebe Alleinsein, Heimlichkeit, Verborgensein vor der Welt, keine Lauscher durch Wände, Decken, Fußböden. Die Ehe braucht dicke und nicht dünne Wände, Kinder im eigenen und nicht im ehelichen Schlafzimmer, Weltentrücktheit, den „Himmel auf Erden", Märchenstimmung, aber nicht Leben zwischen Schränken und nachts auf praktischen Schmalbetten schlafen, die gar nicht den Namen Bett verdienen. Liebe will Raum, ein Gemach, das den schönen Namen der Griechen verdient „Thalamos", aber nicht eine „Schlafstube", die womöglich nichts anders ist als ein zur Nacht hergerichtetes Eßzimmer.

Da ist ferner als ein ehezerstörender Faktor das moderne zwei-geteilte Leben: der Mann arbeitet, die Frau arbeitet, morgens eilen sie fort, abends kommen sie nach Hause, er oft früher noch als sie und in eine dunkle Wohnung. Von einem Heim ist gar nicht die Rede, man speist nicht, sondern füttert sich schnell ab, mit möglichst wenig Arbeit und Umständen, denn man will ja abends ausgehen, um wenigstens etwas vom Leben zu haben, den schäbigen Rest, der von Arbeit und Geldverdienen übrig bleibt, noch mit irgendeinem Surrogat von Vergnügungen zu genießen.

Oder es kommt die Langeweile in der Ehe, die eine typische neue Krankheit unserer Zeit ist: die Frau hat nicht genug zu tun, sie langweilt sich in ihren vier Wänden und zwischen den stählernen Robotern, die ihr das Huhn braten, den Fußboden polieren, die Wäsche waschen, die Wohnung heizen und ihr durch die Drehung eines Knopfes die Orchester von Prag bis London musizieren lassen oder im Fernseher die neuesten Wunderapparate und Küchenpulver vorführen. Langeweile ist aller Laster Anfang, auch des Lasters der Ehescheidung.

Ehe verträgt sich mit Freiheit nicht

Und nun kommt das Schlimmste von allem, das, worüber man gar nichts sagen, worüber man sich auch nicht zanken kann; gegen das sich so wenig tun läßt wie gegen das Ergrauen der Haare und das Erscheinen der Krähenfüße in den Augenwinkeln:

Man liebt nicht mehr. Man ist verdrossen darüber. Es war doch so schön. Aber man liebt nicht mehr. Es ist einem kein Erlebnis mehr, nach Hause zu kommen. Auch die Nacht ist keine Sensation mehr. Goethe hat es in den Wahlverwandtschaften geschildert. Charlotte denkt in den Armen des Gatten, dem sie äußerlich noch die Treue hält, an einen anderen; auch er denkt an ein junges Mädchen, nicht an sie, und sie gebiert ein Kind, das die Züge der beiden Fremden trägt. Die Ehe hat ihren Reiz verloren. Man kennt sich bis zum Überdruß; man weiß im voraus, was der andere sagen wird; es gibt keine Überraschungen mehr. Die Ehe ist schal geworden wie das Bier im Glas, das halbausgetrunken ist. Die Termiten der Gewohnheit haben das Holz des Hauses, das für die Ewigkeit bestimmt war, unter dem Lack der Oberfläche ausgehöhlt.

Ein weiterer Posten in der traurigen Bilanz: der moderne Mensch ist nicht mehr darauf eingestellt, eine Ehe als ein Joch – „con-jugium" des Römischen Rechts: das „gemeinsam getragene Joch" – durchzuhalten. Der Mensch von heute will frei sein. So wie er liberal ist in politischen, religiösen, sozialen Anschauungen, wie sie „emanzipiert" sein will in allem – „sich einem Mann unterwerfen? pah!" – wollen sie auch in ihrer Ehe frei sein und – Ehe verträgt sich mit Freiheit nicht.

So wirken viele Umstände zusammen, alte und neue, tiefe, aus der menschlichen Natur hervorquellende, sozusagen transzendentale und ewige Ursachen, und ganz banale sachliche momentäre, um die moderne Ehe problematisch, noch problematischer zu machen, als sie ohnehin schon war. Wir müssen es hinnehmen, wie wir alles ertragen müssen, das Gute und das Böse der Zeit, in die wir hineingeboren sind.

Wir können nur eines tun: Vertrauen haben in die Kraft, die ewige, unzerstörbare Kraft der Liebe, in die geheimnisvolle Macht der Anziehung der Geschlechter, an den immer wiederkehrenden Optimismus jeder neuen Generation der Jugend, die immer wieder und immer wieder, allen Warnungen und Erfahrungen zum Trotz zum Traualtar stürmen wird: wir, wir werden es besser machen. Uns wird, uns kann es nicht so ergehen wie unseren „dummen" Eltern.

„Mode"-Krankheiten

Alles menschliche Verhalten ist der Mode unterworfen. Das Liebesidyll von Romeo und Julia begann damit, daß man einen Burschen von der „feindlichen Familie" an der Straßenecke niederstach; das war „Fehde", eine Mode des Mittelalters. Als Goethes Werther erschienen war, wurde es Mode, daß man seinen Liebeskummer à la Werther durch einen Schuß in die Schläfe beendete. Zu Beginn unseres Jahrhunderts war es Mode, daß sich junge Mädchen mit Lysol vergifteten; Lysol trinken ist eine ganz gräßliche Methode der Selbstvernichtung, aber es war Mode.

So ist es in unserer Zeit Mode, Ehe-Konflikte dadurch zu „kurieren", daß man sich scheiden läßt. Ein neunjähriger amerikanischer Junge schreibt bezeichnenderweise an ein gleichaltriges Mädchen: „Ich liebe dich. Wenn ich groß bin, sollst du meine erste Frau werden."

Im 19. Jahrhundert war es Mode, Ehen zu stiften. In unserer Stadt lebte Babette. Babette trieb es als Herzenssport, Unverheiratete listig zusammenzubringen. Wo in der Stadt ein Junggeselle klagte, daß niemand ihm die Strümpfe stopfte oder ein Mädchen allein stand und sich kümmerlich ernährte, sah Babette den Auftrag Gottes, ein frommes Werk zu tun. Als sie 60 wurde – 60 war damals das Alter, ein Jubiläum zu feiern, und Jubiläen feiern war damals die Mode – veranstaltete man ebenso listig, wie Babette bei ihrem frommen Hobby vorging, für sie ein Fest. Wer beschreibt ihre Überraschung: als sie zu der Tür des Saales geführt wurde, saßen an der Festtafel zwölf Paare, alles glückliche „Babettisten", und erhoben sich mit klingenden Gläsern und feierten die Gute.

Gift für fremde Ehen

30 Jahre später lief mir eine Frau über den Lebensweg, die als Sport Ehen schied. Wie eine Giftmischerin ihre Opfer einlädt und ihnen mit dem Zukker Arsen in den Kaffee mischt – „Ach, nehmen sie doch noch ein Täßchen, Frau Müller," – so vergiftete sie die Atmosphäre der Ehen und ging hierbei so intrigant vor wie Jago in Shakespeares Othello. Zu einer ganz unschuldigen und in glücklicher Ehe lebenden Bekannten, deren ärztlicher Berater ich war, sagte sie so ganz im Vorübergehen: „Deine Ehe ist brüchig." Als jene betroffen auffuhr: „Aber wieso denn?" sagte diese Kanaille: „Du wirst es schon sehen... ich bin älter als du... ich kenne das... so fängt es immer an..." und senkte so den Keim des Mißtrauens in das unschuldige Herz der jungen Frau.

Als diese einige Monate später ins Ausland fahren mußte, fuhr sie als

„gute Freundin" mit, bewog sie, den Mann überwachen zu lassen, und veranlaßte gleichzeitig eine andere Freundin, sich um den armen verlassenen Mann zu „kümmern", mit ihm auszugehen. Sie erreichte so tatsächlich, daß diese Ehe geschieden wurde. Natürlich verlor sie, wie ein Raubtier nach dem Fraß, dann ihr Interesse an der Freundschaft und ging dem nächsten Opfer auf die Fährte.

In einem späteren Fall, den ich noch zu beobachten hatte, bevor ich sie dann aus den Augen verlor, schaltete sie sich sogar aktiv ein. Sie knüpfte selbst zu dem Mann Beziehungen an, nur um ihn zu kompromittieren. So segelte diese Mörderin von Ehen durch die Gesellschaft. Später gab die Intrigantin ihren Sport auf, denn das Gewerbe war nicht mehr interessant genug: Als eine Folge der beiden Weltkriege, durch die Millionen Ehen zerrissen worden waren und ganz neue Lebensanschauungen aufkamen – Emanzipation –, hatte die Mode eingesetzt, sich ohne viel Federlesens scheiden zu lassen.

Im 19. Jahrhundert war die Scheidung einer Ehe eine extreme Seltenheit. In jenem ausgedehnten Familienkreis, in dem ich aufgewachsen bin und etwa 50 Ehen übersehen konnte, gab es in der älteren Generation nicht eine einzige geschiedene Ehe. Eine einzige Frau war darunter, die mit fünf Kindern allein lebte, weil der Mann sie hatte sitzen lassen. Als sei dies eine selbstverständliche Familienpflicht, so sorgten die Anverwandten, die „Sippe" für sie und für die „standesgemäße" Erziehung der Kinder.

In der nächsten und übernächsten Generation, die gegenwärtig lebt, ist jede vierte oder fünfte Ehe geschieden oder leben die Verheirateten in zweiter oder gar dritter Ehe.

Früher waren die Ehen auch nicht besser

Die geringe Zahl der Scheidungen im 19. Jahrhundert ist kein Beweis, daß die Ehen besser waren. Die Ehen der früheren Zeit waren mindestens so oft und unzweifelhaft unglücklich, aber sie wurden nicht geschieden; es war Mode, eine Ehe durchzuleben, ob glücklich oder unglücklich. Die Frauen von 1880 waren noch nicht emanzipiert. Die Töchter wurden von den Eltern für die Heirat erzogen, dann ausgeboten und vom Vater mit einer uns heute phantastisch hoch erscheinenden Mitgift an einen Mann „verkauft".

Für die Mitgift der Tochter sparte der Vater von der Geburt der Tochter an. Vermögende Väter legten schon bei der Geburt der Tochter die Mitgift mündelsicher beiseite, damit die Tochter auf jeden Fall, auch wenn er plötzlich stürbe, ihre „standesgemäße Partie" machen könne. Kam eine verheiratete Tochter mit verweinten Augen zu den Eltern: „Ich will nicht mehr bei meinem Mann bleiben", so waren die Eltern wie vom Donner gerührt. Der Vater hielt ihr einen Vortrag über die wirtschaftliche und die Mutter einen solchen über die moralische Seite des Falles. Er: „Was bildest du dir ein? Deine Ehe hat mich 60 000 Mark gekostet. Dafür habe ich seit deiner Geburt gespart. Und all das soll jetzt futsch sein, weil er dich „dumme Gans" geschimpft hat? Du bist auch eine, sonst stündest du nicht vor mir. Denkst du, ich werde dich noch einmal verheiraten und noch einmal ein Vermögen auf den Tisch legen – und wer nimmt dich denn jetzt noch?"

Man muß durchhalten

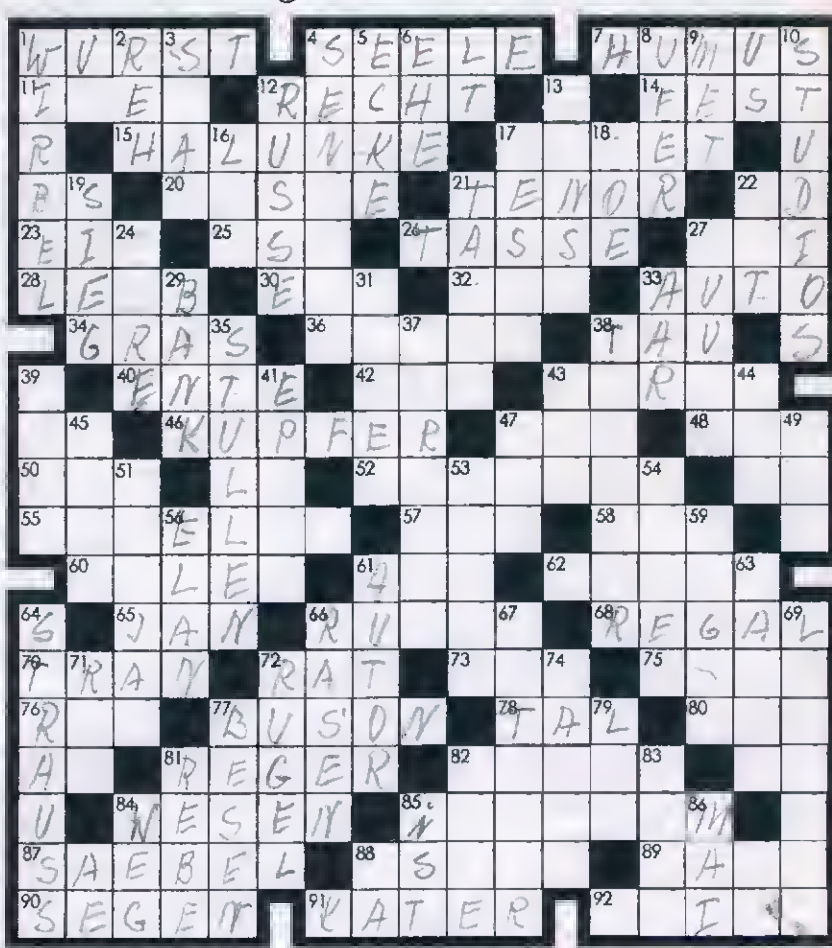
Er hatte damals vollkommen recht. Eine geschiedene Frau vor 1914 war entwertet. Kein Mann, der etwas auf sich hielt, heiratete eine geschiedene Frau. Die Mutter hielt dem unglücklichen Geschöpf einen Vortrag über die Philosophie der Ehe. „Eine Frau hat bei ihrem Mann zu bleiben. Sie hat Rücksicht auf ihre Kinder zu nehmen… Sollen sie ohne Vater aufwachsen? Und glaubst du denn, es sei in anderen Ehen besser?" Dann nahm sie sie beiseite und flüsterte ihr zu: „Denkst du, ich hätte es mit deinem Vater leicht gehabt? Du kennst ihn doch… wie oft wäre ich gerne davongelaufen. Aber ich habe durchgehalten…"

Die Tochter wischte sich die Tränen aus den Augen, ging eine halbe Stunde spazieren, bis das Schluchzen vorbei war, und dann ging sie nach Hause. Und nun hatte sie an der Mutter etwas Hilfe und hielt aus. Und es ging. Wenn 25 Jahre – und wie oft 25 Jahre unglückliche Ehe – um waren, wurde die Silberhochzeit gefeiert. Die Kinder führten eine Familienkomödie auf, der Silbergatte gab Erinnerungen von der Hochzeitsreise zum besten, und man füllte die Gläser. Wieder einmal waren alle so angeheitert wie auf der grünen Hochzeit vor 25 Jahren, und so feierte man eines jener schönen Familienfeste, die in jener Zeit Mode waren wie das Durchhalten der Gatten, die „doppelte Moral", das Sich-opfern für Kinder und für „den guten Namen der Familie".

Ehe ist – und in dieser Erkenntnis war uns die Vorzeit überlegen – keine Privatangelegenheit und kein Privatvergnügen. Ehe ist eine biologische Lebensform, die Verpflichtung des Individuums gegenüber der Gesellschaft und dem Menschengeschlecht, die Bezahlung dafür, daß man die Güter der Kultur, die Leistungen und Leiden der Vorzeit genießt, von der Erfindung des Rades und Segels bis zum Strahlentod der Röntgenforscher und den Ikarus-Stürzen der ersten Flieger. Ehe ist wie das Steuerzahlen keine schmerzlose Angelegenheit. Wer keine Konflikte auf sich nehmen will, darf nicht heiraten.

(Fortsetzung folgt)

Viele Wege führen zum Ziel



Waagerecht: 1. Brotbeigabe, 4. das Unsterbliche, 7. Bodenbestandteil, 11. Geistesblitz, 12. begründeter Anspruch, 14. Feierlichkeit, 15. ehrloser Kerl, 17. franz. Maler †, 20. Verzeichnis, 21. Männerstimme, 23. Gefrorenes, 25. nord. Gottheit, 26. Gefäß, 27. dem Winde abgewandte Schiffsseite, 28. Körper, 30. Knecht, 32. Gewässer, 33. Verkehrsmittel, 34. Halmgewächs, 36. Begründer eines optischen Werkes, 38. Niederschlag, 40. Schwimmvogel, 42. Tochter des Kadmos, 43. Strauchfrucht, 46. metallischer Grundstoff, 47. Wappenvogel, 48. Hirschart, 50. Gattungsbegriff, 52. Auswaschung, Talbildung, 55. Speisefisch, 57. Europäer, 58. Ferment, 60. konserviertes Hühnerprodukt, 61. türk. Titel, 62. Schwarzer, 65. Kurzform für Johann, 66. Hetzhund, 68. Büchergestell, 70. Fischfett, 72. Titel, 73. Gegner Luthers, 75. Schubfach, 76. Gattin des Aegir, 77. nordamerik. Büffel, 78. Gebirgsschlucht, 80. weibl. Schwein, 81. moderner dt. Komponist †, 82. Unterwürfigkeit, 84. Geschöpf, 85. Kleinstwert, 87. Hiebwaffe, 88. lichte Weite einer Röhre, 89. Manneszier, 90. Gottes Gunst, 91. männl. Haustier, 92. Teil eines Musikinstruments.

Senkrecht: 1. Knochen des Rückgrats, 2. Waldtier, 3. Pelzart, 4. Denkspruch, 5. scharfe Kante, 6. Lebensgemeinschaft, 8. Gewässerrand, 9. Honigwein, 10. Hochschüler, 12. Osteuropäer, 13. Nadelholzbaum, 16. Frauenkurzname, 17. ältester ägypt. König, 18. bayr. Alpenschriftsteller, 19. Kampferfolg, 21. ital. Dichter, 22. Fell des nord. grauen Eichhörnchens, 24. franz. Anrede, 27. Stimmung, Aufgelegtheit, 29. Geldinstitut, 31. Wort für Schläge, 33. Nachtlokal, 35. Schachtgang, 37. Ränkespiel, 38. Weinsorte, 39. Adelstitel, 41. schillersche Dramengestalt, 43. Meeresbucht, 44. Zahlwort, 45. griech. Liebesgott, 47. nordische Gottheit, 49. Uferstraße, 51. bek. dt. Schriftsteller † 1915, 53. Goldbrasse, 54. Eisenstift, 56. Schneid, Schwung, 59. Bildhauer Berliner Denkmäler † 1911, 61. Urheber, Verfasser, 63. Funkmeßgerät, 64. bek. Tanzkomponist † 1849, 66. Grünfläche, 67. bek. dt. Luftschiffer, 69. Wort für einen klugen Kopf, 71. Segelstange, 72. Stern des Orionsternbildes, 74. Feuerstätte, 77. Kehrgerät, 79. alkohol. Getränk, 81. Teil des Weinstocks, 82. amerikan. Münze, 83. Blasinstrument, 84. Verkehrsbahn, Straße, 85. Tapferkeit, 86. Monatsname.

Silbenrätsel

Aus den Silben: arm – bel – bo – bold – brust – chas – de – de – der – e – e – em eu – ge – gleich – hall – i – i – ka – ki – ko – kost – kus – la – län – lie – luf – ma ma – mei – muth – na – nach – nick – nil – nor – ot – pa – pferd – rei – rho – ri ri – ro – roh – sa – scha – schal – sis – torp – ti – ti – tü – tus – ver – wohl – sind 21 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein chinesisches Sprichwort ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. Nürnberger Maler, Lehrer Dürers ....
2. Erdteil ....
3. Ernährungsart ....
4. Dickhäuter ....
5. Operette von Suppé ....
6. Wagengestell ....
7. römischer Kaiser ....
8. Hirtenflöte ....
9. rechtmäßige Einigung ....
10. Blutgefäßverstopfung ....
11. Hühnerrasse ....
12. leichtfertiger Mensch ....
13. Jünger Jesu ....
14. musikal. Übungsstück ....
15. deutsch. Maler u. Dichter † 1852 ....
16. Heideblume ....
17. deutsch. Philosoph † 1924 ....
18. Halbaffe d. malaiisch. Archipels ....
19. alte Pfeilwaffe ....
20. Oper von Bellini ....
21. svw. Echo ....

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 12

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 5. Badezimmer, 11. Span, 14. Ebene, 15. Aera, 16. Tara, 17. Erika, 18. Unke, 19. Isis, 20. Kris, 21. Nike, 23. Tresse, 25. Ekel, 27. les, 28. Sog, 29. Ate, 31. Veteran, 35. Ferse, 38. Opal, 40. Odem, 41. Elite, 42. Ras, 43. Auber, 45. Alge, 46. Base, 47. Sterz, 48. Lateran, 51. sea, 52. Ran, 53. Uhu, 55. Habe, 59. Siesta, 62. Rune, 64. Reim, 65. Imst, 66. Urbe, 68. Teint, 70. Emse, 71. Seal, 72. Ziege, 73. Leer, 74. Einsiedler. — Senkrecht: 1. Fabrik, 2. Ozean, 3. Werk, 4. Paris, 5. Beere, 6. Deise, 7. Enk, 8. Mauke, 9. Menes, 10. Raetsel, 11. Stiege, 12. Pass, 13. Nase, 22. Ile, 24. Rot, 26. Last, 30. Tee, 31. Vase, 32. Robe, 33. Ader, 34. Nerz, 35. Fell, 36. Elga, 37. Riet, 38. Oran, 39. Pas, 43. Ase, 44. Utah, 46. Banause, 49. Erster, 50. Rat, 51. sun, 53. Urban, 54. Huelse, 56. Ariel, 57. Bengel, 58. Eiter, 59. Siel, 60. Imme, 61. Esse, 63. Etzel, 67. Reis, 69. Eid.

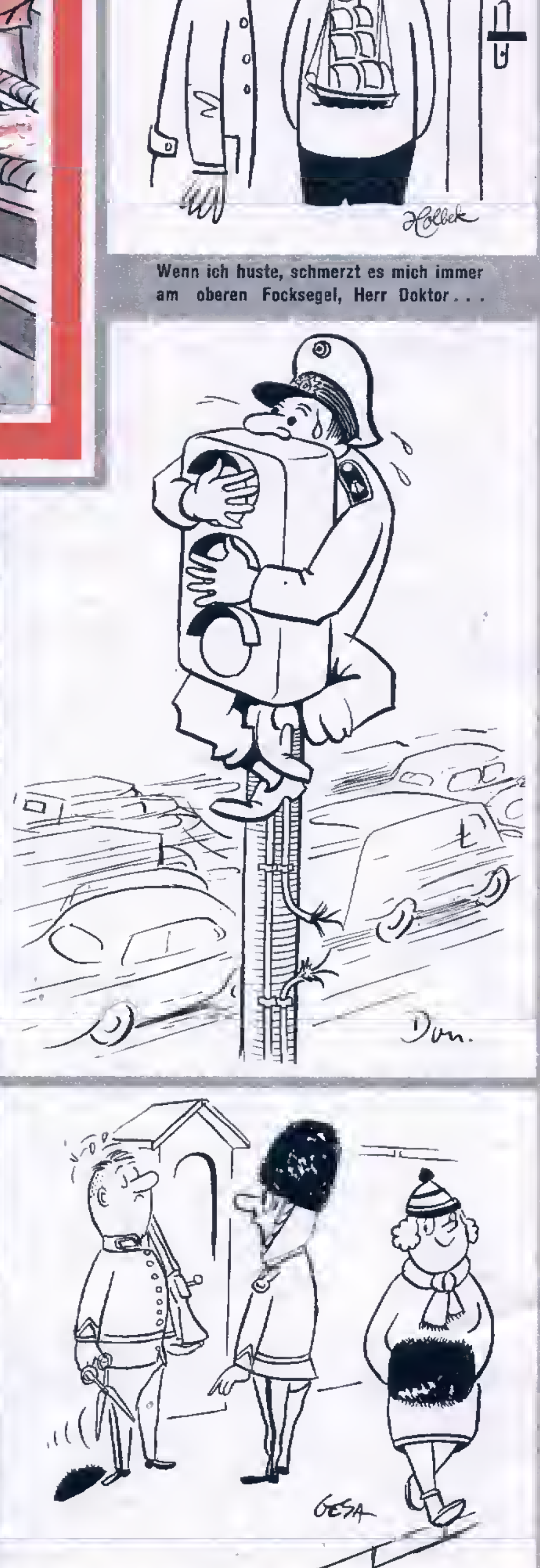
Silbenrätsel. 1. Umlage, 2. Note, 3. Dilemma, 4. Markasit, 5. Impromptu, 6. Tornado, 7. Glühwürmchen, 8. Elemi, 9. Nagelkuppe, 10. Aurora, 11. Unterkiefer, 12. Ehrgeiz, 13. Remise, 14. Boden, 15. Ettal, 16. Tollwut, 17. Reinick, 18. Auerhahn, 19. Colorado, 20. Hestia, 21. Tunnel, 22. Urias, 23. Nancy, 24. Gandhi, 25. Sennhütte, 26. Tortur, 27. Engerling, 28. Indigo. **Und mit genauer Betrachtung, steigt mit dem Preise auch die Achtung.**

Oskar und seine Untermieter

VON CEFISCHER



Faszination



Wenn ich huste, schmerzt es mich immer am oberen Focksegel, Herr Doktor . . .

Kabeldefekt in der Hauptverkehrszeit

Corporal Miller, wo ist Ihre Bärenfellmütze?

Sonst ein prachtvoller Jagdhund — bloß etwas wasserscheu.

. . . aber als ich Sie gestern fragte, sagten Sie doch, daß ich heute Vorschuß kriegen kann.



Wenn du auch früher mal Stabstrompeter warst, finde ich es albern, immer noch Zapfenstreich zu blasen.

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, 6 Frankfurt am Main 1, Frankenallee 71-81, Postschließfach 3429, Telefon: Sammelnummer 33 05 01. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 60 Pf, bei Zustellung ortsübliche Gebühr. Bezug durch die Post monatlich 2,11 DM zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany

Belgien bfr. 9.— · Dänemark dKr. 1.40 · England sh. 1/9 · Finnland Fmk. 70.— · Frankreich NF —.90 · Holland hfl. —.70 · Italien Lire 120.— · Norwegen nKr. 1.40 · Österreich S. 4.50 · Portugal Esc. 7.— · Schweden sKr. 1.— incl. oms · Schweiz sfr. —.70 · USA $ —.25


1.95
20 den
Gr. 9½
rot
weiß
der elegante Strumpf

Der „blutige Donnerstag"

Voller Schrecken und Entsetzen hörte das bulgarische Volk im Februar 1945 von einem Massaker, das auf dem Südfriedhof in Sofia verübt worden war.

9. September 1944. Durch die bulgarischen Städte und Dörfer rollen pausenlos lange Kolonnen olivgrüner Militärlastwagen der Sowjetarmee. Die neuen Eroberer ziehen in das Land ein, das einst jahrhundertelang die Türkenherrschaft hat ertragen müssen. Arglos winken die Menschen ihren künftigen Unterdrückern zu, in denen sie an diesem warmen Spätsommertag noch das große slawische Brudervolk sehen, daß sie im vergangenen Jahrhundert vom türkischen Joch befreit hat. Aber die Russen von 1944 sind nicht mehr die von 1877.

An diesem warmen Septembermorgen haben sich im Luftschutzkeller des Kriegsministeriums in Sofia die Minister der zurückgetretenen Regierung Murawjeff versammelt. Nur Kriegsminister Iwan Marinoff fehlt. Er wird etwas später erscheinen, dafür wird sein Auftritt um so wirkungsvoller sein.

Ratlos diskutieren die Minister darüber, wie es nun weitergehen soll. In der Stadt tauchen zerlumpte Partisanen auf, die von den Bergen heruntergekommen sind und mehr wie Räuber als wie „Kämpfer gegen den Faschismus" aussehen. Die Minister werden innerhalb der nächsten Minuten von dem Problem befreit werden, sich um die Zukunft ihres Vaterlandes Gedanken machen zu müssen.

Plötzlich wird die Tür aufgerissen. Breitbeinig, in voller Uniform steht Kriegsminister Marinoff im Türrahmen. Rechts und links drängen sich Soldaten mit Maschinenpistolen an ihm vorbei. Sie richten ihre Waffen auf die erschreckten Minister.

„Hände hoch, meine Herren!" sagt der hochgewachsene General Marinoff mit einem zynischen Lächeln. „Sie sind verhaftet!"

Während die Minister auf einem Lastwagen ins Gefängnis abtransportiert werden, dringt der Berufsverschwörer Oberst Weltscheff mit seinen Leuten siegesbewußt in das Regierungsgebäude ein, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, daß er selbst nur drei Jahre später der eigenen Konspiration zum Opfer fallen wird.

Dieser Staatsstreich unter den Augen und mit Wissen der sowjetischen Besatzungsmacht, die bis zu diesem Tage das halbe Bulgarien besetzt hat und bis Tirnowo vorgedrungen ist, schafft die Voraussetzungen für eine Regierung, die unter dem Firmenschild „Vaterländische Front" Moskau völlig hörig ist.

Ministerpräsident wird der einäugige Oberst Kimon Georgieff, eine der mysteriösen Gestalten der bulgarischen Geschichte. Seine Landsleute nennen ihn den bulgarischen Kerenskij, nach dem russischen Ministerpräsidenten Alexander Kerenskij, dessen Unentschlossenheit und Schwäche erst der bolschewistischen Oktoberrevolution die Macht in die Hände gespielt hat.

Nach altbewährtem Rezept sichern sich die Kommunisten in dieser nach außen hin noch bürgerlichen Regierung die wichtigsten Schlüsselpositionen. Der Mazedonier Anton Jugoff, ein ehemaliger Tabakarbeiter, wird in der neuen Regierung Innenminister, und das Justizministerium übernimmt der Jurist Dr. Mintscho Neitscheff, zu dessen makabren Angewohnheiten es gehört, Mozartmelodien zu pfeifen, während er Todesurteile unterzeichnet.

Die Kommunisten Jugoff und Neitscheff sorgen dafür, daß Bulgarien innerhalb kürzester Zeit von den sogenannten Volksfeinden gesäubert wird.

Januar 1945. Auf dem Boulevard „Zariza Joanna" demonstrieren Frauen in schwarzen Kopftüchern, die von den Kommunisten dazu befohlenen Mütter und Töchter von Partisanen, vor dem neoklassizistischen Gebäude des Obersten Gerichtes in Sofia. „Tod den Kriegsverbrechern!" – „Hängt die Faschisten!" hallen die Rufe zu den hohen Fenstern hinauf. Hinter den dicken Mauern verhandelt ein sogenanntes Volksgericht gegen 162 Kriegsverbrecher. Es ist einer der größten Schauprozesse, der je hinter dem Eisernen Vorhang inszeniert wird.

Drei Regenten, unter ihnen ein königlicher Prinz, drei Ministerpräsidenten, sechsundzwanzig Minister, acht königliche Berater sind die prominenten Angeklagten, außerdem sitzen eng zusammengerückt auf den dicht hintereinander stehenden Bänken über hundert Abgeordnete.

Prinz Kyrill, der einstige Lebemann, der sich nie um Politik gekümmert hat, steht, wie der kommunistische Staatsanwalt selbst zugibt, gleichsam stellvertretend für seinen verstorbenen Bruder König Boris III. vor Gericht. Er verteidigt sich würdevoll und selbstbewußt. Der große, stattliche Mann berichtet leidenschaftslos von den Bemühungen seines Bruders und der Regierung, nach dem Tode des Königs aus dem Krieg auszuscheiden. Im letzten Satz aber schleudert er seinen Richtern die Anklage entgegen:



Das Lächeln wird ihm bald vergehen. Der bulgarische Ministerpräsident Dimitroff, einst Angeklagter im Reichstagsbrand-Prozeß, wird von den Sowjets nach Moskau befohlen. Als toter Mann kehrt er nach Sofia zurück.

„Unsere Bemühungen wurden von denen vereitelt, die Bulgarien besiegen und besetzen wollten[1])."

Die mutigen Worte des Prinzen gehen im Lärm der abkommandierten Zuhörer unter, die in Sprechchören rufen: „Faschist! Tod dem Verräter!" Eine Verteidigung vor diesem sogenannten Volkstribunal ist ohnehin ein vergebliches Bemühen. Die Todesurteile stehen längst fest!

Am Abend des 1. Februar 1945 verkündet das Gericht die Urteile, die Moskau gefordert hat: die drei Regenten, die Ministerpräsidenten Bagrianoff und Bojiloff, 17 Minister, 8 Berater des Königs Boris und 66 Abgeordnete werden zum Tode verurteilt.

Der Rest der Angeklagten erhält langjährige Freiheitsstrafen.

*

Es ist eine kalte Februarnacht, als die Lastwagen mit den Todeskandidaten zum Südfriedhof in Sofia rollen. Das Thermometer zeigt 20° unter Null. Selbst die Miliz-Soldaten frieren in ihren wattierten Uniformen. Einige werfen verstohlen einen mitleidigen Blick zu den vor Kälte und Todesangst schlotternden Gefangenen.

Prinz Kyrill hat seinem Gefängniswärter zum Abschied sein goldenes Zigaretten-Etui geschenkt. Er weiß, daß es keine Rückkehr mehr von dieser Fahrt geben wird, während einige seiner Leidensgenossen sich immer noch verzweifelt an die Hoffnung klammern, daß sie nur in ein anderes Gefängnis verlegt werden.

Die Lastwagen halten in der Nähe großer Bombenkrater, die noch von einem anglo-amerikanischen Luftangriff auf Sofia herrühren. Dann folgt eine grauenvolle, entwürdigende Szene. Dem Prinzen Kyrill, den Ministerpräsidenten, Generalen und Abgeordneten werden die Uniformen oder Anzüge abgenommen[2]).

Ein Miliz-Offizier liest von einer Liste die ersten zehn Namen ab. Die Todeskandidaten müssen sich nebeneinander an den Rand eines Bombenkraters stellen. Bevor noch das Kommando „Feuer" gegeben wird, sackt der herzkranke Ministerpräsident Bagrianoff bewußtlos zusammen.

„Es lebe das Königreich Bulgarien!" Mit diesen Worten stirbt Prinz Kyrill. Als letzter erhält Ministerpräsident Bagrianoff den Gnadenschuß.

*

Das bulgarische Volk ist entsetzt über das Massaker an diesem „blutigen Donnerstag". Im Gebäude der Kommunistischen Partei an der Moskowska-Straße aber ruft eine gedrungene, ältlich aussehende Frau triumphierend aus:

„Genossen, ich habe noch niemals in meinem Leben so gut geschlafen wie an diesem Morgen nach der Hinrichtung, als der letzte Schuß verhallt war[3])!"

Die rote Peitsche

Unser großer politischer Tatsachenbericht von Rudolf Schwarz



Eines geheimnisvollen Todes ist der bulgarische Ministerpräsident Georgij Dimitroff in der Sowjetunion gestorben. Er gehörte zu den führenden Kommunisten, die eine größere Unabhängigkeit von Moskau erstrebten.

Diese fanatische Kommunistin Zola Dragoitschewa ist seit dem 9. September 1944, also seit der Besetzung des Landes durch die Sowjettruppen, die Statthalterin des Kremls in Bulgarien. In dieser Nacht hat sich die erbarmungslose Frau für ihre verlorene Jugend gerächt, denn sie ist es gewesen, die den Befehl gegeben hat, die Todesurteile so schnell und in dieser grausamen Form zu vollstrecken.

Sie selbst ist als junge Frau knapp dem Henker entronnen. Als die Kommunisten am Ostersonntag des Jahres 1925 einen Bombenanschlag auf die Kathedrale in Sofia verübt hatten, dem die Königliche Familie und die Regierungsmitglieder nur durch einen Zufall entgangen sind, ist auch die Lehrerin Dragoitschewa, die seit langem der Kommunistischen Partei angehört, verhaftet und zum Tode verurteilt worden.

Der Hinrichtung ist sie entgangen, indem es ihr mit Hilfe eines korrupten Gefängnisaufsehers gelungen ist, einige Nächte mit einem Kriminellen zu verbringen. Als ihr inzwischen eingereichtes Gnadengesuch zurückgewiesen worden war, hat sie kaltblütig erklärt, daß sie Mutter werde. Ein Gesetz aber verbietet in Bulgarien die Hinrichtung von Frauen, die ein Kind erwarten.

*

Die kommunistische Machtübernahme spielt sich im übrigen nach den gleichen Regeln ab, die auch in den anderen ost- und südosteuropäischen Ländern mit vollem Erfolg von Moskau praktiziert werden, mit dem einzigen Unterschied, daß das slawische Brudervolk der Bulgaren unter einem noch grausameren Terror zu leiden hat. Insgesamt haben die Kommunisten nach vorsichtigen Schätzungen innerhalb kurzer Zeit 50000 Menschen liquidiert[4]).

Noch aber ist die Opposition nicht mundtot. In der Sobranje, im Parlament, kämpft der Bauernführer Petkoff mit selbstmörderischer Verzweiflung gegen die Diktatur.

Dieser mittelgroße Mann von unscheinbarem Äußern, der, wie viele bulgarische Politiker, auch nach dem Einmarsch der Russen nicht geglaubt hat, daß sein Vaterland innerhalb kurzer Zeit von den Kommunisten beherrscht werden würde, ist sich im Jahr 1947 durchaus im klaren darüber, daß auch seine Stunde bald geschlagen hat.

„Mein Vater und mein Bruder sind auf der Straße ermordet worden", sagt er zu einem Freund mit einem Lächeln der Resignation, „ich werde bestimmt nicht im Bett sterben[5])".

Sein verhaßter Gegner Georgij Dimitroff, der als Ministerpräsident im alten Königspalast wie ein Zar residiert, wird nicht eher ruhen, bis er auch ihn, Nikola Petkoff, zur Strecke gebracht hat. Zu tief sitzt die Beleidigung, die Petkoff dem einst gefürchteten Weltrevolutionär vor aller Öffentlichkeit zugefügt hat. Im Parlament ist es gewesen, als sich Petkoff zu der Anklage hat hinreißen lassen:

„Du bist ja gar kein Bulgare, sondern ein Russe, und du hast erst wieder bulgarisch lernen müssen, als dich Stalin nach Sofia zurückschickte. Noch heute sprichst du es mit einem moskowitischen Akzent. Aber", so hat der Bauernführer mit erhobener Stimme ausgerufen, „daß du besser Russisch als Bulgarisch sprichst, ist nicht so schlimm. Viel schlimmer ist, daß du nicht bulgarisch, sondern russisch regierst[6])".

Mit hochrotem Kopf hat Dimitroff auf der Regierungsbank gesessen, und als er am Abend mit seinen Freunden zecht im ehemaligen Salon des Königs, da schwört er:

„Ich werde ihn umbringen, diesen Bauernhund!"

Am 5. Juni 1947 ist es soweit. Es ist ein schwüler Nachmittag. Um drei Uhr ist das Parlament zu einer Sitzung einberufen. Arglos betreten die Abgeordneten der Bauernpartei das Gebäude am Ringplatz. Es fällt ihnen nicht weiter auf, daß einige Wagen der Miliz in der Nähe stehen.

„Vielleicht wegen Dimitroff", meint einer der Parlamentarier. Der kommunistische Ministerpräsident pflegt nämlich stets mit starker Milizwache in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Der Parlaments-Präsident Kolaroff, ein Alt-Kommunist, gibt dann allerdings eine Erklärung ab, die wie ein Blitzstrahl in die Reihen der Bauernpartei schlägt.

„Ich erhielt heute einen Brief des Prokurators, in dem verlangt wird, daß ich die Frage an euch richte, ob ihr die Erlaubnis zur Verhaftung des Parlamentsmitgliedes Petkoff erteilt."

Schneeweiß ist das Gesicht des Abgeordneten Petkoff. Hat er seinen Gegner Dimitroff, der nicht im Saal anwesend ist, unterschätzt? Die Kommunisten klatschen begeistert Beifall. Für zwanzig Minuten wird die Sitzung dann unterbrochen, damit sich der Rechtsausschuß mit dieser Frage befaßt. Man wahrt auch jetzt die demokratische Fassade, obwohl das Ergebnis im vorein feststeht. Verzweifelt versuchen die Abgeordneten der Bauernpartei, die Verbindung mit Freunden aufzunehmen, amerikanische und britische Diplomaten telefonisch zu erreichen. Das Parlament ist von schwerbewaffneter Miliz umstellt, die Telefonleitungen sind unterbrochen. Das Haus selbst wimmelt von Geheimpolizei.

Und dann hält der Bauernführer Nikola Petkoff vor dem Parlament seine letzte Rede, die ein erschütterndes Dokument des unbändigen Freiheitswillens ist, eine vernichtende Anklage gegen die Tyrannei:

„Das, was ihr hier tut, übersteigt die Grenzen der Lächerlichkeit. Ich fühle mich in gewissem Sinne geschmeichelt, weil mich, der ich immer ohne Waffen gehe, ein ganzes Regiment bewacht. Es ist nur die brutale Kraft, durch die ihr Kommunisten euch an der Macht halten könnt. Das Gewehr und der Galgen stellen eure einzigen Argumente dar. Soweit es sich um mich handelt, stelle ich dieser Brutalität eine andere Macht entgegen, nämlich die Freiheit des Wortes.

Aber diese fürchtet ihr mehr als alles andere in der Welt, deshalb greift ihr zum Terror. Ich habe schon oft betont, daß ich den Tod nicht fürchte. Ich war niemals von einer Leibgarde umgeben. Ihr aber laßt euch Führer des Volkes nennen, aber dabei habt ihr Angst, eure befestigten Häuser ohne die Begleitung von einem Dutzend Bewaffneter zu verlassen...[7])"

Zunächst hören die kommunistischen Abgeordneten, starr vor Staunen über diese Kühnheit, schweigend zu, dann aber versuchen sie, in Sprechchören und Zwischenrufen die Worte der Freiheit zu übertönen. Die Lautsprecher sind ohnehin abgeschaltet, so daß Petkoff alle Stimmkraft gebrauchen muß, um sich Gehör zu verschaffen. Schließlich klammert er sich mit beiden Händen an das Rednerpult. Sein Gesicht ist schweißnaß, Tränen füllen seine Augen. Silbe um Silbe betonend ruft er dann:

„Es lebe die Freiheit! Es lebe die Freiheit!"

Aus seinem Munde spricht das Gewissen des ganzen Volkes. Seine Worte werden von seinen Freunden aufgenommen, aber sie können es nicht verhindern, daß Milizionäre mit gezückter Pistole Petkoff abführen.

Zwei Monate später verurteilt ein Volksgericht in Sofia den Angeklagten Nikola Petkoff wegen Verschwörung gegen den Staat und Hochverrat im Namen des bulgarischen Volkes zum Tod durch den Strang.

„Nein!" schreit Petkoff seinen Richtern entgegen, „nicht im Namen des bulgarischen Volkes, sondern im Auftrag eurer Herren im Kreml".

Dreizehn britische und neun amerikanische Protestnoten retten den bulgarischen Bauernführer nicht vor seinem Schicksal. In der Nacht vom 23. zum 24. September erfüllt sich die Prophezeiung des Mannes, dessen Vater und Bruder bereits für die Freiheit gestorben sind.

„Ich werde die Tradition der Familie Petkoff fortsetzen und gleichfalls ermordet werden[8])."

Mit ihm erlischt auch in Bulgarien der letzte Funken der Freiheit.

---

[1]) Bretholz, Wolfgang, „Ich sah sie stürzen", Verlag Kurt Desch, München, 1955, S. 149

[2]) siehe [1]), Seite 150

[3]) siehe [1]), Seite 151

[4]) Ost-Europa, Zeitschrift für Gegenwartsfragen des Ostens, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Heft 4/Aug. 1955, S. 263

[5]) dem Autor von einem Freund Petkows mitgeteilt

[6]) siehe [1]), S. 239/240

[7]) Hannoversche Presse vom 23. Juli 1949

[8]) siehe [1]), S. 240



mit dem vollen naturfeinen Geschmack